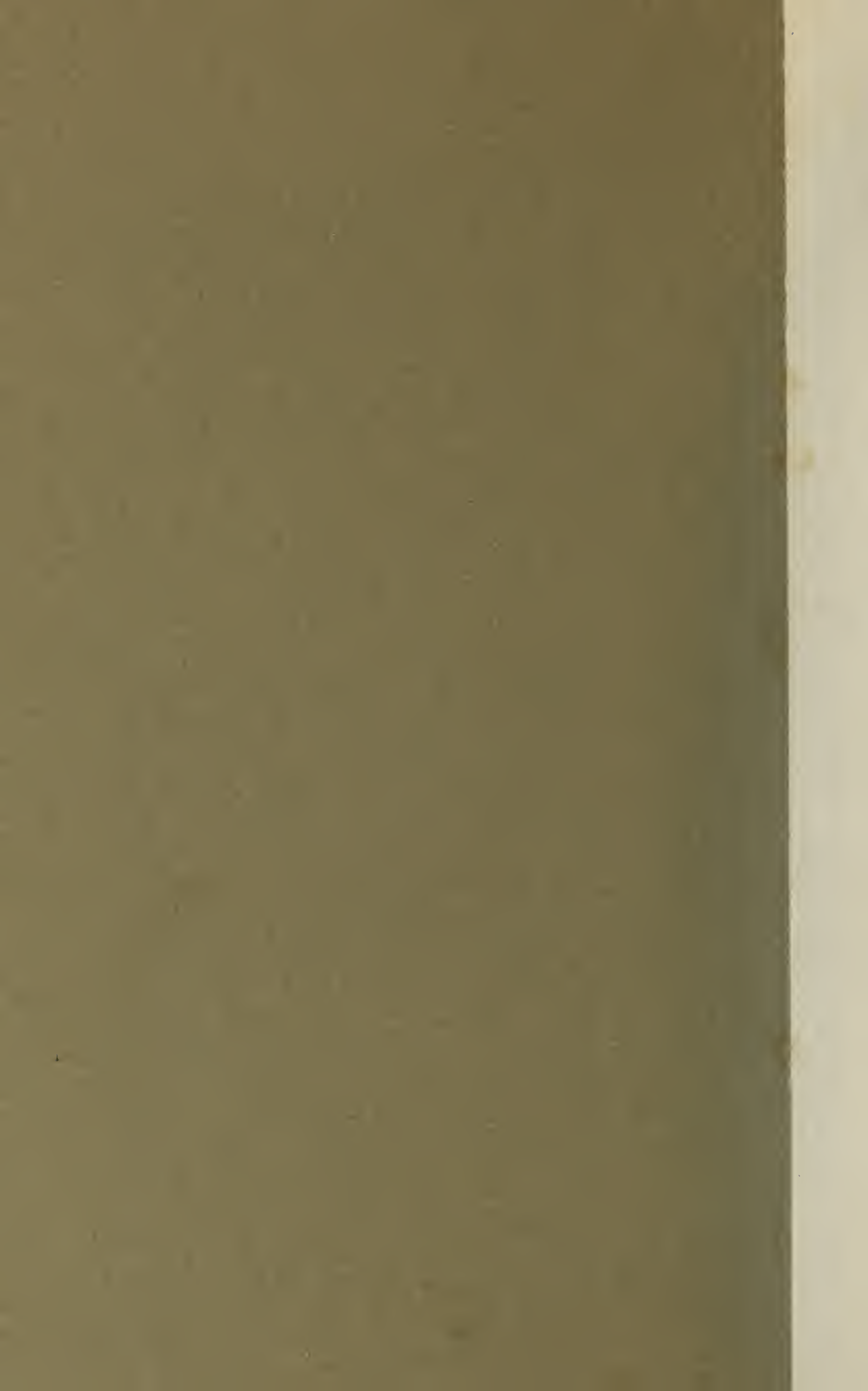
Münzenberger, E.F.A.
Afrika und der
Hohammedanismus



Afrika

und der

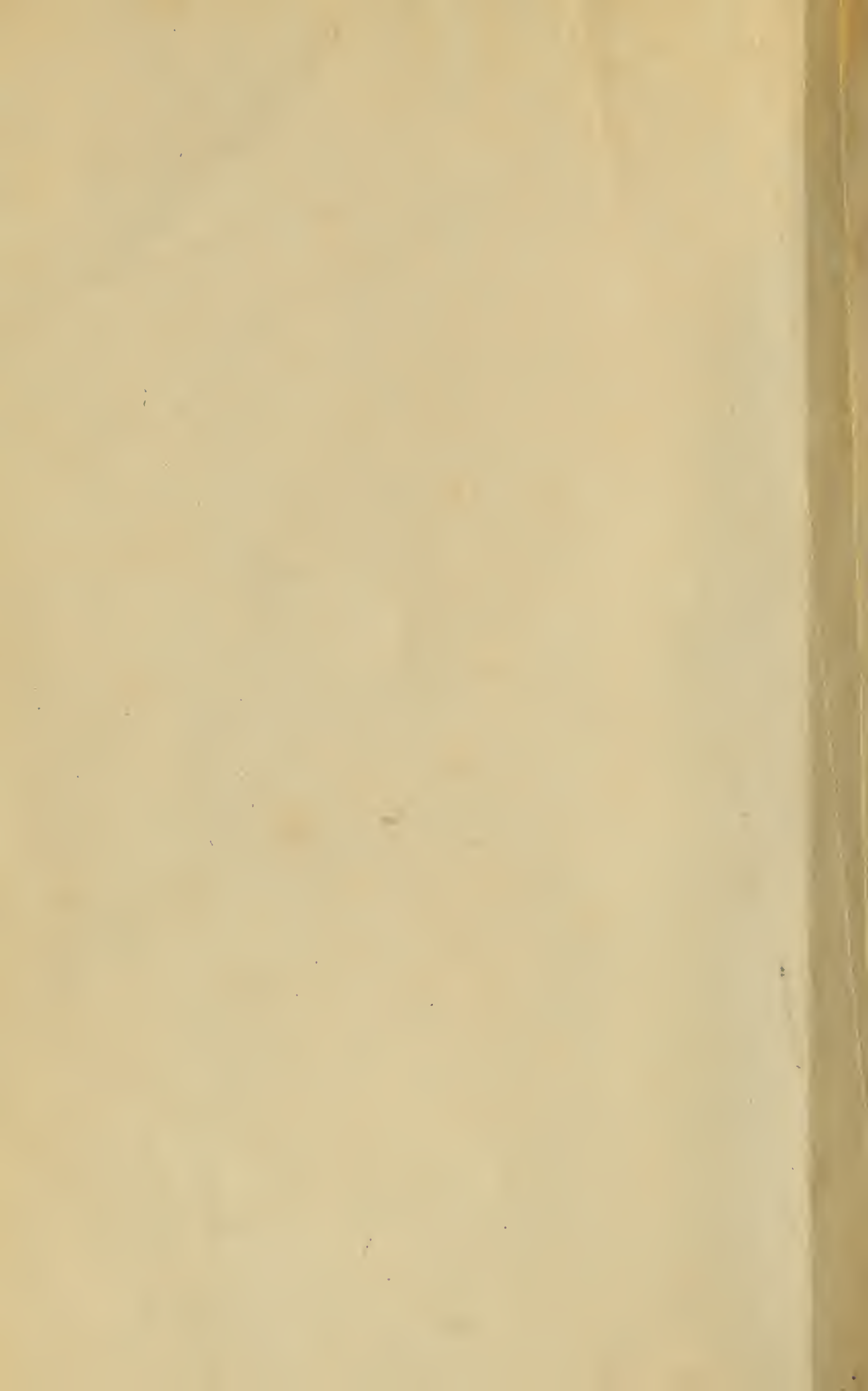
Mohammedanismus.

Von

C. F. A. Münzenberger.



Frankfurt a. M., 1889.
Verlag von A. Fößer Nachfolger.
Druck der Frankfurter Vereinsdruckerei.



Afrika

und der

Mohammedanismus.

Von

E. F. A. Münzenberger,



Frankfurt a. M., 1889.

Verlag von A. Fösser Nachfolger.

Druck der Frankfurter Vereinsdruckerei.

Einleitung.

Seit jetzt ungefähr 400 Jahren hat sich die Bezeichnung „neue Welt" eingebürgert für jene Ländermassen, die durch die große That des Columbus plötzlich zur Kenntniß der Europäischen Nationen kamen. Ueber dem Neuen vergaß man, daß ein kolossales Stück der alten Welt fortwährend nicht viel weniger unbekannt blieb, als es Amerika vor vier Jahrhunderten war. Der große Continent Afrika blieb bis auf unsere Zeit der dunkle Welttheil, von dem die Phönizier und Römer mehr gekannt haben, als die größten seefahrenden Nationen unserer Zeit bis vor etwa 30 Jahren. Dort hat sich seitdem durch eine Reihe von Forschern, die im Interesse der Wissenschaft und Kultur unter beispiellosen Gefahren in die unbekanntesten Länder eindrangen und die einem Columbus an Muth und Begeisterung für ihre Sache nichts nachgaben, wiederum eine neue Welt aufgethan, auf die von da an alle Blicke sich richten und deren Entdeckung für das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts nicht viel weniger Wichtigkeit besitzt, als die Auffindung Amerikas für denselben Zeitraum des 15. Jahrhunderts hatte.

Die neue Welt in Amerika ist inzwischen zur alten geworden, indem europäische Kunst, Sitte, Wissenschaft dort einheimisch geworden sind und das ganze öffentliche wie bürgerliche Leben nach unserer Art gestaltet haben. Demgegenüber ist in der Welt, die in Afrika in letzter Zeit vor unsern Augen aufgegangen ist, Alles neu, und von Tag zu Tag mehren sich die Ueberraschungen, die das Wunderland des innern Afrika den Forschern bereitet.

Niemand vermag heute zu sagen, was wohl aus den gewaltigen Ländergebieten jenes Welttheils, die noch aller Cultur fremd geblieben sind, werden wird; wie ein aufgeschlagenes unbeschriebenes Buch liegen sie vor uns, auf dessen erste Seite eben unsere Zeit die Geschichte einzutragen berufen ist. Eines läßt sich aber jetzt schon

mit der größten Bestimmtheit sagen, daß nämlich Afrika in seiner künftigen inneren Gestaltung für uns von viel größerer Wichtigkeit sein wird, als Amerika es bisher gewesen ist. Mit seiner nördlichen Küste zieht sich Afrika von dem Punkte, wo es von der Südspitze Spaniens nur wenige Meilen entfernt ist, in der ganzen Länge des Mittelländischen Meeres Europa mehr oder weniger nahe dahin; die großen dortigen Länder waren einstens mit Europa auf's Innigste verbunden und konnten in geistiger Beziehung als ein Stück Europa betrachtet werden. Leider ist diese von den Römern in alter Zeit dorthin verpflanzte Cultur durch die Vandalen theilweise und dann durch die Araber gänzlich vernichtet worden. Wenn es aber Europa gelingt, diese Gegenden wieder voll und ganz unserer Bildung und unserm Verkehre zugänglich zu machen, so wird das dieselbe Wichtigkeit für unsern Welttheil erlangen, als die Gründung der afrikanischen Provinzen einstens für das römische Reich hatte.

Sodann finden sich an der West- wie Ostküste Afrika's zahlreiche und zum Theil bedeutende europäische Niederlassungen, und die in Südafrika errichteten englischen und holländischen haben bereits feste und bewährte staatliche Formen angenommen. Dadurch ist alle Aussicht vorhanden, daß, sobald einmal die Erschließung des uns gerade jetzt mehr und mehr bekannt werdenden Innern von Afrika von allen Seiten energisch in die Hand genommen werden wird, dieses unermeßliche Ländergebiet überraschend schnell in den Bereich unseres heutzutage über so gewaltige Mittel gebietenden Verkehres treten kann.

Eine noch immer unübersehbar wichtige Umgestaltung der europäisch-afrikanischen Verhältnisse hat sich am 17. November des Jahres 1869 durch die Eröffnung des Canals von Suez vollzogen. Gerade der Theil Afrikas, der für den Seeverkehr bis dahin Europa am entferntesten gelegen hatte, ist nun auf einmal merkwürdig nahe gerückt worden, nachdem das Rothe Meer gewissermaßen in ein Anhängsel des Mittelländischen verwandelt worden ist. Auf dem Seewege ist jetzt Italien Massawah mit seinen abessynischen Verbindungen näher als Antwerpen, und von Griechenland aus kommt man zu Schiffe schneller nach der bis vor wenigen Jahrzehnten noch so gefürchteten und unbekannten Somali-Küste als nach Holland oder England.

Die handelspolitischen Veränderungen, die der Suez-Kanal für Europa bewirken wird, liegen jetzt noch in ihren Anfängen; ganz gewiß aber wird nächst der Erfindung der Dampfmaschine kaum Etwas für den europäischen Handel sich in späterer Zukunft folgenreicher erweisen, als gerade das Lesseps'sche Riesenwerk.

Gewiß legt sich unter solch spannenden intercontinentalen Verhältnissen uns in Europa die Frage sehr nahe, wovon wohl an erster Stelle die ganze Zukunft des jetzt gerade die Augen der ganzen civilisirten Welt auf sich ziehenden Erdtheils abhangen werde, und was wohl unter gewissen Voraussetzungen als ausschlaggebend für die künftigen Beziehungen Afrika's zu Europa zu betrachten sei. Nach unserer innigsten Ueberzeugung ist das nun nichts Anderes als die Stellung, die der Islam zu Afrika jetzt schon einnimmt und noch mehr in nächster Zukunft einzunehmen im Begriffe steht.

Es dürfte daher wohl zeitgemäß sein, diese wichtige Frage des Näheren zu besprechen, und es soll dies die Aufgabe der folgenden Darlegungen sein.

I.

Die Verbreitung des Islam in Afrika.

Während der Mohammedanismus in der Form, in der ihn Europa zunächst gründlich kennen und Jahrhunderte hindurch fürchten gelernt hat, dem Türkenthum nämlich, mehr und mehr von seiner alten Kraft verloren hat und jetzt sogar in seinem Bestande nur noch durch die Eifersucht der europäischen Mächte aufrecht erhalten wird, hat sich Arabien, das die Religion Mohammeds entstehen sah, eben in unserer Zeit wieder von Neuem als Heerd erwiesen, von dem das unheimliche in Mekka einst entzündete Feuer sich über weite Länder verbreitet und unsägliches Elend über dieselben bringt. Gerade Afrika ist es aber, welches von diesem Brande mehr und mehr erfaßt wird.

Schon bald nach dem Tode Mohammeds war die afrikanische Nordküste in die Hände seiner Anhänger gefallen. Sie gründeten dort eine Anzahl von Staaten, die theilweise, zur größten Schmach Europas, ihre Existenz bis auf unsere Zeit erhalten haben.

Vorher war diese gewaltige Länderstrecke dem Christenthum entrissen worden, das hier schon zu den Zeiten der Apostel Fuß gefaßt hatte. Daß der hl. Markus in Aegypten gewirkt hat, ist allgemein bekannt. Nach Nicephorus Calixtus durchwanderte der Apostel Simon Zelotes Aegypten, Cyrene, Afrika, hierauf Mauritanien und ganz Lybien und verkündete das Evangelium. Ja, nach der Chronik des Flavius Dexter, Bischofs von Barcelona, eines Zeitgenossen des hl. Hieronymus, soll gegen das Jahr 50 selbst der hl. Petrus in Afrika gewesen sein. („Petrus, ut vicarius Christi, Hispaniam adiit . . . Hinc ad Africam et Aegyptum migrat.) Zur Zeit Constantins war das Christenthum bereits in ganz Nordafrika vorherrschend und bald nahm letzteres unter allen christlichen Ländern eine der ersten Stellen ein. Nur im äußersten Westen, im alten Mauritania Tingitana, dem jetzigen Marokko, scheinen noch manche Stämme im Heidenthum verblieben zu sein.

Neben Alexandrien war Carthago, in der Provinz Lybien, dem jetzigen Tunesien, die in kirchlicher Beziehung wichtigste Stadt. Schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts wurde dort ein Concil gehalten, an dem gegen 70 Bischöfe Theil nahmen, und von Con=

stantin an bis zur Zeit des Einbruchs der Vandalen, 427, wurden allein 28 Cartaginensische Synoden abgehalten. Vor der Zeit der mohammedanischen Herrschaft gab es in Nordafrika 750 Bisthümer, von denen allein auf Lybien nicht weniger als 353 kamen, während Numidien 132, das genannte Mauritanien blos 8, die beiden andern Mauritanien dagegen 172 hatten.

Das unglückliche Jahr 643 war es, in dem der Chalif Omar in Aegypten einbrach, um in kurzer Zeit dieses ganze herrliche Land sich zu unterwerfen. Bald drangen dann auch die Araber-Heerhaufen nach Cyrene, dem jetzigen Tripolis vor und verbreiteten sich bis zur Westküste Afrikas, um von da auch Spanien zu überschwemmen.

In Aegypten rottete man alle rechtgläubigen Christen aus und ließ mit kluger Berechnung nur die der monophysitischen Irrlehre Zugethanen, dort Kopten genannt, am Leben, weil man sie in ihrer Trennung von der gesammten Kirche als ungefährlich erkannte. Sie wurden aber zu einer sklavischen Existenz hinabgedrückt.

In den übrigen Ländern wurde der Vernichtungskampf gegen die Christen, wie es scheint, etwas langsamer geführt, aber Ströme von Blut erstickten es hier endlich vollständig. Reste der alten Kirche, die zwei andere furchtbare Verfolgungen, zur römischen Zeit und während der fast 100jährigen Vandalen-Herrschaft siegreich, allerdings unter unzähligen Martyrien, überstanden hatte, haben sich gar keine erhalten, außer zahlreichen Ruinen der einstigen Basiliken. Was jetzt an christlichen Gemeinden in Tunesien, in Algerien, in Marokko sich findet, ist in den letzten Jahrhunderten dort gegründet worden. Ein trauriges Denkmal läßt sich allerdings noch anführen: es ist dies die vom Cardinal Lavigerie[1]), dem großen ersten Erzbischof von Carthago, constatirte Thatsache, daß noch bis zum heutigen Tage einige algerische Stämme, die früher christlich gewesen, dann aber dem Islam, jedoch nicht in seiner strengen Form, zugefallen sind, die Sitte haben, ihr Gesicht und ihre Hände mit einem aufgemalten schwarzen Kreuze zu zeichnen.

---

[1]) Wir haben die meisten dieser Notizen einem herrlichen Schreiben entnommen, das der genannte Kirchenfürst im Jahre 1885 an den Vorstand des Xaverius-Vereins in Lyon richtete, (S. Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens, 1885, II und III), in denen er über die Missionen in Tunis berichtet, und das wir noch mehrfach anzuführen haben werden.

Es werden dieselben sein, von denen Daniel in seiner Geographie Afrikas berichtet, daß sie für den Namen Gottes das Wort mesia haben.

Diese erste Okkupirung des afrikanischen Continents sollte aber in spätern Jahrhunderten ihre traurige Fortsetzung erhalten. Die Portugiesen, die so lange Zeit hindurch für die Colonisation Afrikas eine wichtige Rolle gespielt haben, gründeten bald nach den Entdeckungsfahrten Vasco da Gama's, der im Jahre 1498 auf seiner Entdeckungsreise nach Indien das Cap der guten Hoffnung umschiffte und die Ostküste Afrikas bis über Sansibar hinaus zuerst von allen Europäern erforschte, dort eine Anzahl fester Plätze, von wo aus sie sich über das benachbarte Küstengebiet verbreiteten.

Als Portugal dann seine Herrschaft in Indien bis auf einen kleinen Rest an England verlor und damit einen gewaltigen Verlust an seiner Seemacht erlitt, vermochte es auch nur einen Theil dieser afrikanischen Besitzungen, und zwar nur den südlichen, jetzt noch in seinem Besitz befindlichen Theil zu behaupten. Der ganze nördliche, also gerade die Gegend, in der jetzt der Kampf der mohammedanischen Sklavenhändler gegen die Deutschen entbrannt ist, ging dagegen an die Araber über, die von der Südküste ihrer Halbinsel, aus dem dort zu großer Macht gelangten Sultanat Maskat herüberkamen, den Portugiesen ihre festen Plätze abnahmen und sie aus dem Lande verdrängten. Erst 1784 machten Jene noch eine für ihre Handelsbeziehungen sehr ersprießliche Eroberung, indem sie die wohl kleine, aber wegen ihrer Lage in der nächsten Nähe der unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Küste und wegen ihres guten Hafens wichtige Insel Sansibar in ihre Hände bekamen. Als im Jahre 1858 das Sultanat Maskat sich theilte, wurde die Hauptstadt dieser Insel auch Mittelpunkt des neuen arabischen Reiches, das sich unter Abzweigung von Maskat in diesem Theile Ost-Afrikas bildete.

Es gelang dem Islam, die Bewohner dieser Küste, die unter dem Sammelnamen der Suaheli bekannt sind, für sich zu gewinnen und nordwärts desgleichen das große und mächtige Volk der Somali, das von der Suaheli-Küste seinen Wohnsitz bis zum Meerbusen von Aden erstreckt.

Diese mohammedanische Bewegung ergriff denn auch ein Nachbarvolk der Somali, das mit diesen sonst in bitterer Feindschaft und

stetem Krieg gelebt hatte, die zahlreichen und mächtigen Stämme der Galla, die ihre Stammsitze zwischen dem Somali-Lande, Abessinien und den am obern Nil seßhaften Negerstämmen haben. Ein Theil dieser Völkerschaft ist bereits mohammedanisch geworden, und der Rest wird es voraussichtlich in nächster Zeit werden.

Seit den letzten Jahrzehnten schob sich dieser Anstoß der Araber auch in gewaltiger Weise ostwärts. Ein wahrer Strom arabischer Kaufleute und Sklavenjäger ergoß sich in die ungeheuren Landschaften zwischen den großen von Livingstone, Speke und Burton entdeckten Seen, dem Tanganijka, Mwutan und Ukerewe und der Küste, also gerade über das jetzige deutsche ostafrikanische Schutzgebiet, und dann über jene großen Binnenmeere hinaus nördlich, östlich und südlich in das Innere Afrika's.

Auf seiner zweiten afrikanischen Entdeckungsreise traf Livingstone schon im Jahre 1859 beim Ausfluß des Schireflusses aus dem großen Niassa-See, also ganz nahe bereits den südostafrikanischen Besitzungen Portugals, auf arabische Händler, die aus dem damals noch großen und bedeutenden Negerreiche des Cazembe eine reiche Ladung von Elfenbein und Malachit und zahlreiche Sklaven brachten. Einige der Araber hielten die Reisenden sogar für Ihresgleichen und boten ihnen Kinder zum Kaufe an, entfernten sich aber schleunigst, als sie merkten, daß sie Engländer vor sich hatten. Diese Sklaven wurden dann den Schirefluß und den Sambesi hinabgeführt und sollten, wie Livingstone später erfuhr, eben in ein arabisches Fahrzeug gebracht werden, als sie durch ein englisches Kriegsschiff befreit wurden.

Kurze Zeit darauf fand unser Landsmann Albert Roscher, der einen Monat nach Livingstone als zweiter europäischer Besucher an den von da an so vielgenannten Niassa-See kam und dort durch Mörderhand einige Monate später seinen Tod fand, ganze Landstrecken durch die Sklavenjagden verwüstet. Als aber im Sommer 1867 die Expedition, die sich unter Young's Führung aufgemacht hatte, um den verschollenen Entdecker des Niassa-See's aufzusuchen, von dem Sambesi hinauffahrend an die Ufer des Schire kam, fand sie dort, wo Livingstone noch 1859 eine dichte, wohlhabende und ihm sehr zutraulich sich erweisende Bevölkerung angetroffen hatte, die Ruinen von Hunderten von Dörfern. Auf dem Wege lagen

Gerippe umher als traurige Zeichen der Sklavenjagden, die hier stattgefunden hatten, und während dreier Tage begegnete den Reisenden kein Mensch; als man dann endlich der ersten Eingebornen ansichtig wurde, waren sie so schüchtern, daß sie nicht dazu gebracht werden konnten, hervorzukommen und Nahrungsmittel zu verkaufen.

Als Livingstone gegen Ende 1868, nach der wichtigen Entdeckung des Moero- und Bangweolo-See's, nach Lunda, der Hauptstadt des Cazembe-Reichs kam, fand er in dem Herrscher desselben, der ihn wohlwollend aufnahm, einen immerhin für die dortige Gegend mächtigen Negerfürsten, wenn dessen Macht auch früher übertrieben geschildert worden war. Schon bald hernach aber wurde das Cazembe-Reich von einer kleinen Macht arabischer Händler mit ihren Sklaven gestürzt und der Cazembe selbst getödtet.

Im Jahre 1870 gelangte Livingstone an den nördlichsten Punkt seiner Reise westlich vom großem Tanganjika-See, nach Niangwe, und war dort persönlich Zeuge einer empörenden Gewaltthat, die die Araber unter einer friedliebenden Bevölkerung ausführten. An 1500 Menschen hatten sich dort eines Tages zu einem der Märkte zusammengefunden, bei denen die Neger sich nach ihrer Art unschuldigen Belustigungen hingaben. Ein Araber, Tagamojo, überfiel nun auf einmal mit seiner Bande die harmlose Gesellschaft, und ließ eine Salve auf sie abfeuern, was die armen Schwarzen, die noch keine Feuerwaffen kannten, in die größte Verwirrung brachte. Alles floh, und Viele stürzten sich in den nahen Fluß, um sich durch Schwimmen zu retten. Selbst auf diese aber ließ der unbarmherzige Führer feuern; Livingstone schätzt die Anzahl derer, die bei dieser einen Gelegenheit das Leben verloren, auf 400. Die Sache hatte für ihn die traurige Folge, daß sein Entdeckungszug zu seinem größten Kummer plötzlich unterbrochen wurde: er mußte, weil dieser Frevel die ganze Bevölkerung gegen alle Fremden erbittert hatte und seine Begleiter nicht mehr weiter mit ihm vorzudringen wagten, an 100 Meilen weit zum Tanganjika-See zurückwandern, nunmehr verfolgt von den früher ihm so freundlich gesinnten Eingebornen.

Höchst wahrscheinlich würde der große Reisende, wenn er seinen Zug nordwärts ungehindert hätte fortführen können, auch von Süden her die beiden großen Nilseen, den Mwutan und den Ukerewe, ent-

deckt haben, die einige Jahre vorher von Samuel Baker (1864) und von Speke und Grant (1862) von anderer Seite her zuerst aufgefunden worden waren. In der Umgebung dieser als die eigentlichen Quellen des Nils erkannten großen Binnenmeere stießen die genannten Reisenden allenthalben auf Araber, und die beiden letztgenannten mußten einmal lange Zeit ihren Vormarsch aufschieben, weil ein Krieg zwischen den Arabern und Negern sie daran hinderte. Einer der Negerkönige, deren Reiche zwischen den beiden genannten Seen lagen, trat bald nachher zum Islam über.

Die große Landschaft zwischen den erwähnten Nilquellen und den ägyptischen Sudanprovinzen, welche jetzt wahrscheinlich alle in den Händen des Mahdi sich befinden, und die von einer großen Anzahl von Negerstämmen bevölkert sind, war damals schon den Berichten Baker's zufolge nach allen Seiten hin von arabischen Händlern durchzogen.

Wie es in jenen Gegenden einige Jahre später in dieser Beziehung ausgesehen hat, möge man aus einem interessanten Bericht ersehen, den ein Angehöriger des Volksstammes der südlich von Darfur auf dem linken Ufer des Weißen Nil wohnenden Denka-Neger über seine Gefangennahme durch die Araber im Jahre 1870 macht. Derselbe flüchtete sich später zu dem Missionshause in El Obeid, wurde dort aufgenommen, machte dann in Rom und Beyrut seine Studien und wurde 1886 in Kairo zum Priester geweiht. Im vorigen Jahre richtete er, der jetzt selbst Missionar ist, an den Vorstand des Xaverius-Vereins in Lyon ein interessantes, in den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens 1888, I abgedrucktes Schreiben, in dem er seine Erlebnisse mittheilt. Nachdem die Araber wiederholte Kämpfe mit den Denka's bestanden hatten, brachen jene im genannten Jahre zu einem neuen Eroberungszuge auf. Es heißt dann:

„Einige Zeit vor ihrer Ankunft in unsern Gegenden konnte einer unserer unglücklichen Landsleute, der in ihre Hände gefallen war, entwischen und setzte uns von ihren Absichten in Kenntniß. Unsere Greise versammelten sich zur Berathung und es wurde beschlossen, die Lebensmittel zu verbergen und mit unserem Vieh in die Wüste zu fliehen, welche unseren Stamm von dem der Nuer trennt, wo wir Weiden in Ueberfluß hatten. Die Wahl war eine glückliche; da nur konnten wir auf ein wenig Ruhe hoffen.

„Zwei Monate waren ohne irgend eine Störung verflossen, als eines Morgens ein Theil unseres Stammes von zahlreichen Arabern zu Pferde und zu Fuß, die mit Lanzen und Flinten bewaffnet waren, angegriffen wurde. Sie hatten schon mehrere unserer Leute, die wir zur Bewachung des Landes zurückgelassen hatten, getödtet und beschlossen, uns in unserem Zufluchtsorte zu umzingeln. Man wird den Schrecken, der uns erfaßte, leicht begreifen; es blieb uns nur ein Hülfsmittel: so viel Widerstand wie möglich entgegenzusetzen, in der Hoffnung, unsere Unabhängigkeit einige Stunden zu verlängern und selbst den Sieg zu erlangen, wenn das Glück unsere Waffen begünstigte. Ach! unsere Streitkräfte kamen den ihrigen nicht gleich, und der Feind erhielt die Oberhand.

„Meine Mutter, welche uns im Augenblick der Verwirrung um sich versammelt hatte, da sie hoffte, uns selbst in der Sklaverei bei sich zu behalten, hielt uns fest an ihre Brust gedrückt. Beim Anblick der Araber erschreckt, wehrte ich mich und es gelang mir zu fliehen und mich zu verstecken. Meine Mutter wurde bald von einem Araber wieder eingeholt, der lange kämpfen mußte, bevor er sie in seine Gewalt bekam. Ich meinerseits wurde trotz aller meiner Bemühungen, mich bestmöglich zu verstecken, verfolgt, gepackt und an den Ort geführt, wo man die Gefangenen zusammenbrachte.

„Diese unmenschliche Jagd hatte ungefähr bis um vier Uhr Nachmittags gedauert. Dann machten sich unsere Henker auf den Weg und setzten mit 400 Sklaven über den Kanal. Da fand ich meine Mutter wieder und bei ihr meine vier Schwestern. Arme Schwestern! ach, ich sah sie zum letzten Male!

„Die Araber verlängerten ihren Aufenthalt in unseren Gegenden und machten überall Beute. Drei Monate nachher schlugen sie wieder den Weg nach El-Obeid ein. Die Reise war lang und sehr beschwerlich, weil wir unsere Wüsten im Süden immer zu Fuß durchreisen, einen Theil des von den Arabern bewohnten Gebietes berühren und wieder die Berge Ober-Nubiens erreichen sollten, damit wir schneller an das Ziel unserer Reise gelangten. Sehr viele der Unsrigen kamen vor Müdigkeit und Hunger unterwegs um; andere wollten lieber sterben, als den heimatlichen Boden verlassen. Ich halte es für unnütz, Ihnen alle die Grausamkeiten, welche die Sieger

an uns ausübten, zu beschreiben; tausende von Büchern sind von diesen Erzählungen voll."

So erstreckte sich schon zur Zeit der großen Entdeckungen in Central-Afrika die Macht des Islam an der ostafrikanischen Küste vom mittelländischen Meere bis zu den portugiesischen Besitzungen, die mit dem Cap Delgado beginnen, und im Innern südwärts vom Sudan die ungeheuren Strecken entlang bis zum See Schirwa und zum Schirefluß und westwärts bis gegen die Mitte des Continents.

Ein trauriges Beispiel der in unserer Zeit so gewaltig zunehmenden Macht der Mohammedaner in Afrika bietet jenes Abessynien dar, das wie eine große christliche Oase in dem durch den Mohammedanismus gründlich verwüsteten Lande zwischen dem Nil und dem rothen Meere liegt. Schon im vierten Jahrhundert drang das Christenthum nach jenem wunderbaren Berglande vor, und bald war dasselbe ganz dem Kreuze gewonnen. Zum unsäglichen Unglück des Landes gelang es aber der monophysitischen Irrlehre, die in Aegypten ihre festeste Stütze gefunden hatte, die Christen Abessyniens für sich zu gewinnen und dadurch dieselben von der Kirche des Abend- und Morgenlandes und von der Fühlung mit der alten römischen und griechischen Kultur abzusondern. Ganz besonders ward dies der Fall, als Aegypten von den mohammedanischen Heeren überschwemmt und erobert wurde. Jetzt waren Abessyniens Grenzen zu mehr als zwei Drittheilen vom Islam bedroht, während der Rest von mächtigen heidnischen Nomadenstämmen besetzt war. Schwere Kämpfe mit den mohammedanischen Nachbarn zogen sich von da an alle Jahrhunderte hindurch, und im 16. Jahrhundert war bereits einmal Abessynien auf kurze Zeit in die Hände derselben gefallen. Es war im Jahre 1527, als die Türken das jetzt so viel genannte Massawah am rothen Meere besetzten und mit dem an der dortigen Küste herrschenden König der Danakil Mohammed Granje ein Bündniß schlossen. Dieser zog mit großer Heeresmacht nach Abessynien und zwar zunächst auf dessen südliche Provinz Schoa los. Die von ihm Bekriegten kannten damals noch keine Feuerwaffen, mit denen die Angreifer gut versehen waren, und so wurden sie trotz ihrer Tapferkeit furchtbar geschlagen. In grausamer Weise wütheten die Sieger gegen das fast wehrlos gewordene Land und waren schon im Begriff, sich dauernd in demselben niederzu-

lassen, als auf einmal in Folge lange vorher schon angeknüpfter Verbindungen des abessynischen Königs mit den, wie früher schon erwähnt, an der ostafrikanischen Küste ansässig gewordenen Portugiesen ein unerwarteter Umschwung der Dinge eintrat. Ein Verwandter des großen Entdeckers des Seewegs nach Indien, Christoph da Gama, landete mit 400 Streitern in Massawah und eilte den Bundesgenossen zu Hülfe. Er drang in die nördliche Provinz Abessyniens ein, vereinigte sich mit den dorthin versprengten Trümmern des geschlagenen Heeres und brach nun gegen Granje vor. Zwar wurde er selbst gefangen genommen und von Granje eigenhändig enthauptet, aber die Seinigen rächten seinen Tod in glorreichem Kampfe gegen die Mohammedaner, die sie aus Abessynien vertrieben; König Granje fiel im Kampfe.

Von da an behauptete sich das Christenthum in Abessynien, aber in unserer Zeit ist es mit dem Fortbestand desselben nicht mehr zum Besten bestellt. Die von den Abessyniern im Süden des Landes tributpflichtig gemachten Galla-Stämme hat man nicht zum Kreuze bekehren können, sondern sie haben vielmehr ihr altes Heidenthum mit dem Koran vertauscht. Mohammedaner zerstreuten sich durch das ganze Land, bekamen vielfach den Handel und die wenige dort herrschende Industrie, vornehmlich die Weberei der für die Kleidung des Volkes nöthigen Baumwollstoffe in die Hand und gelangten oft zu großem Einfluß, sodaß die Kenner der dortigen Verhältnisse in Bezug hierauf der fernern Zukunft mit Sorge entgegensehen. Einer der vorzüglichsten derselben, der bekannte Werner Munzinger, sagt von dem Verhältniß des Islam Abessynien gegenüber das Folgende: „Er benutzt die Schwäche seines uneinigen Gegners, er erringt nur vereinzelte Erfolge, und dennoch darf man nicht verschweigen, daß er einer steten Zunahme sich erfreut. Während er schon halb Afrika beherrscht und immer südlicher dringt, hat er sich wohl den dritten Theil der Bevölkerung des eigentlichen Abessyniens schon unterworfen und die Grenzen gegen alle Weltgegenden sind dem Christenthum jedenfalls für immer verloren. Die Galla werden in kurzer Zeit alle mohammedanisch sein, die Grenzvölker im Norden, die Habab und die Marea, sind erst in unserer Zeit dem Kreuz abtrünnig geworden und die Bogos selbst sind kaum zu retten."

Sehen wir nun auch zu, wie an der entgegengesetzten Seite

Afrikas der Mohammedanismus sich verbreitet. Der nördlichste Theil dieser Westküste gehört von alter Zeit her zu Marokko, und sind dort längst, wie wir früher schon bemerkten, alle Andersgläubigen durch den Islam ausgerottet worden. Von da aus breitete sich die Religion Mohammeds nun unaufhaltsam nach dem Süden zu aus, und das ganze Küstenland bis zum Beginn der von den europäischen Mächten nach und nach gegründeten Colonien ist nunmehr in ihrer Gewalt.

Die erste dieser Colonien ist das französische Senegambien zwischen Senegal und Gambia. Hier haben die um das Missionswesen in Afrika hochverdienten Väter vom hl. Geist die Verbreitung des Evangeliums übernommen. Einer derselben, P. Guillet, berichtet nun (S. Jahrbücher, 1885, V.) unter dem 20. Mai 1885 das Folgende: „Der Senegal theilt sich, wie bekannt, in den untern, mittlern und oberen Fluß. Der untere Fluß erstreckt sich von St. Louis bis nach Podor und ist das ganze Jahr schiffbar. Der mittlere Fluß geht von Podor nach Kayes und ist nur nach der Regenzeit von Mitte Juni bis November schiffbar. Den übrigen Theil des Jahres kann man nur in flachen Frachtschiffen auf demselben reisen, was für die Europäer eine sehr lange, mühsame und gefährliche Schiffahrt ist. Der obere Fluß erstreckt sich von Kayes nach Bammaka und ist nur im Kahne schiffbar; zudem muß man bei allen Stromschnellen Nachen und Waaren auf dem Lande nachschleppen.

„Der Mohammedanismus nimmt die beiden Ufer des unteren nnd mittleren Flusses bis in die Nähe von Kita ein. Da wäre es unnütz eine Mission anzufangen; die Bewohner gehören zum Stamm der Toukouleurs, dem leidenschaftlichsten unter den Muselmännern. Der obere Fluß dagegen ist besonders von Bambaras, welche geschworene Feinde der Lehre Mohammeds sind, in Besitz genommen.

„Da also hätte die Mission die meiste Hoffnung auf Erfolg." Die genannten Toukouleurs gehören zum großen Stamme der Fulahs. Sie haben am mittleren Senegal mehrere selbstständige Staaten. Einer derselben, Futa-doro, ist eine Art von Priesterstaat. In seiner Hauptstadt Medinalla besteht eine Schule zur Ausbildung für den Korandienst, wohin Mauren und Negersklaven eilen, um den Koran zu lernen. Fokmebe ist die heilige Stadt des Landes.

Von hier aus verbreitete sich der Mohammedanismus nach allen Seiten.

Zwischen dem Senegal und dem zweiten großen Flusse dieser Colonie, dem Gambia, hat der mächtige Stamm der Woloffen oder Diolofs, eines der schönsten und kräftigsten Negervölker, seinen Sitz. Auch sie sind bereits großentheils dem Islam verfallen. Das Gleiche gilt vón den südwärts vom Gambia wohnenden Mandingos und den ostwärts seßhaften Fulahs. Die Mandingos, die intelligentesten und fleißigsten Neger, wie Daniel sagt, sind als Priester, Künstler und Handwerker weit durch alle Nachbarlande verbreitet und ihr zur Verkehrssprache gewordener Dialekt wird vom Senegal bis nach Timbuktu verstanden.

An Senegambien stoßen den Meerbusen von Guinea entlang die meist mit dem Collektiv-Namen Ober-Guinea bezeichneten ungeheuren Küstenstriche, an denen französische, portugiesische und englische Besitzungen sich finden. Ueberall begegnet man aber auch dem Islam, der hier unaufhaltsam voran drängt. An das vor Kurzem durch seine Kriege mit den Engländern vielgenannte Aschanti-Reich grenzt hier die Landschaft Dayhumba, eine sehr volkreiche Gegend; sie soll schon Hunderttausende von Mohammedanern zählen.

An Oberguinea grenzt südlich das große Land von Unter-Guinea, wo sich die bedeutenden portugiesischen Besitzungen Angola und Benguela befinden. Hier scheinen die Mohammedaner für's Erste noch keinen festen Fuß gefaßt zu haben; dagegen wird das Land vielfach schon von arabischen Händlern durchkreuzt.

Es bleibt jetzt nur noch ein Blick auf das an die Sahara grenzende Centralafrika zu werfen übrig. Auch hier begegnet uns leider allenthalben dasselbe mächtige Vordringen der Mohammedaner, das wir jetzt schon so oft gefunden haben. Schon vor langer Zeit waren in die Länder östlich vom Senegal zahlreiche Stämme, Fulahs (sie selbst nennen sich Fulbe) Araber und Tuaregs eingewandert und hatten die eingeborene Bevölkerung zum Islam bekehrt, aber zugleich auch schrecklich geknechtet. Von erstern haben wir schon aus dem Berichte des P. Guillet einen Stamm unter dem Namen Toukouleurs kennen gelernt, den sie in Folge ihrer Mischung mit den Mandingos und Woloffen erhielten. Unter Abdu-el-Kader im vorigen

Jahrhundert breiteten sie sich weithin nach Osten aus. Gegen Ende desselben wollte der Mufti Othman Dan Foido eine wunderbare Vision gehabt haben: Das ganze schöne Land ringsum mit all' seinen schönen Städten und zahlreichen Dörfern sollte den Söhnen des Propheten gehören, Dan Fodio aber selbst sollte den Kofir, den Ungläubigen, alles das entreißen und sie zum Islam bekehren. An der Stelle, wo er diese Vision gehabt haben will, wurde die heilige Stadt Sokoto gegründet. Zwischen dem Niger und dem Tsad-See errichtete er nun das große östliche Fulbe-Reich. Das früher erwähnte Reich der Toucouleurs, am mittleren Senegal, gründete von Sokoto aus Hadsch Oman, der 1854 den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen predigte. Er wurde aber von den Franzosen überall, soweit der Senegal schiffbar ist, zurückgeschlagen. Trotzdem hatte er schon 1862 ein Reich von etwa 30,000 □Meilen zusammenerobert, das sich bis zum obern Niger erstreckt. 1865 wurde er ermordet: drei seiner Söhne theilten sich in die Herrschaft am obern Niger.

Weiter östlich haben sich dann die mohammedanischen Tuaregs vorgeschoben und ihre Herrschaft begründet; die von ihnen zu Sklaven gemachten Eingebornen müssen für sie das Feld bebauen. Bis zum Tsad-See gibt es weiter noch eine Reihe kleinerer mohammedanischer Sultanate, die in fortwährendem Kampfe mit den eingebornen Stämmen liegen, dieselben aber zum größten Theil schon nach ihrer Art „bekehrt" haben. Das größte derselben ist wohl das von Bornu, vom Tsad-See an seiner westlichen Seite begrenzt. Es soll zwei Millionen Einwohner zählen, theils Araber, theils Neger, die jetzt alle dem Islam angehören. Bereits hat sich die Macht dieses Reiches tief nach Süden ausgebreitet, mehrere ausgedehnte Landschaften sind ihm tributpflichtig geworden. Immer von Neuem aber werden dorthin Beutezüge gemacht, um Sklaven zu rauben und den Stämmen daselbst den Islam aufzuzwingen.

Dr. Vogel begleitet im Jahre 1855 von Bornu aus den Sultan Abd e Rahman auf einem Kriegszuge gegen die Mußgo Neger, wobei es dem Herrscher vor allem, da er Geld brauchte, um Sklaven und Ochsen zu thun war. Die Mußgo, südlich vom Tsad-See wohnend, und noch Heiden, sind von Mohammedanern umgeben, bewahrten sich aber mit merkwürdiger Tapferkeit ihre Unabhängigkeit.

Von Norden her bekämpfen sie die Kanori, die zwar wenig tapfer, aber durch den Besitz von Feuergewehren und eine zahlreiche Reiterei in entschiedenem Uebergewicht sind. Von Westen und Südwesten her dringen die kühnen, unternehmenden Fellata vor, und im Osten werden sie unausgesetzt durch die wilden Bagrimma angegriffen. Alle diese Feinde lassen sich von Fanatismus wie Raubsucht gleichmäßig leiten. Die Mußgo sind als Heiden vogelfrei; sie zu tödten erscheint als Verdienst, und man scheut sich nicht, sie massenhaft abzuschlachten oder grausam auf langsame Weise zu Tode zu quälen.

Welche Gräuelscenen bei solchen Raubzügen stattfinden und in welcher Weise die Beute der Sieger durch die Sterblichkeit der Gefangenen, die gänzlich ohne Kleidung und Schutz, den Unbilden der Witterung massenhaft unterliegen, dezimirt wird, davon gibt uns Dr. Vogel folgende Schilderung.

„Gefahren", sagt er, „waren bei dem Kriegszuge nicht viele, da die Mußgo kein gemeinschaftliches Oberhaupt haben und sich demnach nirgends in entsprechender Anzahl der ungeheueren Uebermacht des Scheikhs entgegenstellten; sie lauerten aber in allen Büschen den Nachzüglern, Marodeurs u. s. w. auf, von denen sie auch etwa 4—500 erschlugen.

„Von den Gefangenen wurden die Männer unverzüglich hingerichtet und leider oft mit vieler unnöthiger Grausamkeit. So mußte ich z. B. einmal mit ansehen, wie man 36 mit Messern die Beine am Knie und die Arme am Ellenbogen abschnitt. Dreien hackte man die rechte Hand ab, damit sie ihren Landsleuten das Schicksal ihrer Leidensgenossen mittheilen könnten; von diesen starben zwei nach zwölfstündiger Qual, der dritte lebte noch am andern Tage. Die Weiber und Kinder wurden als Sklaven fortgeführt, und wer auf dem Marsch nicht mehr weiter konnte, ohne Erbarmen niedergemacht."

Dr. Vogel gab einem Weibe, das unterwegs niedergekommen war, ein Hemd, um das arme Kind einzuwickeln; kaum aber hatte er den Rücken gewendet, als der Besitzer der Sklavin das Kleidungsstück wegriß und es für sein Eigenthum erklärte.

Er eilte nun nach Kuku voraus. Nach 16 Tagen kam der Sultan nach, aber von den 4000 Sklaven, die er nebst 6000 Ochsen erbeutet hatte, brachte er nur 500 mit; die andern waren

an der Seuche und den Strapatzen des Marsches umgekommen. Die erbeuteten Kinder waren fast alle unter zwölf Jahren, und einen sieben- oder achtjährigen Knaben konnte man im Lager für 20 Silbergroschen kaufen; ein Mußgo-Weib dagegen kostete drei Thaler.

Ein Mußgo-Häuptling, Adischen, war damals schon zum Islam übergetreten. Während aber die Mußgo sonst blos 3—4 Weiber haben, hielt sich dieser „Bekehrte" 200 Sklavinnen und wurde, wie Vogel erzählt, sogar den „rechtgläubigen" Bewohnern Bornus zum Gespötte durch sein schamloses Verhalten gegen jene Unglücklichen.

Südöstlich vom Tsad-See findet sich das auch erst kürzlich gegründete Reich Bagirmi. Die Bevölkerung ist bloß äußerlich zum Islam übergetreten, lebt jedoch schon in beständigem Kampfe mit den benachbarten heidnischen Negervölkern. Der berühmte Reisende Barth, dem wir einen großen Theil unserer jetzigen Kenntnisse über diesen Theil Central-Afrikas verdanken, hat zuerst dieses Land betreten. Man empfing ihn aber mit Argwohn: „er sei ein gefährlicher Zauberer, der gekommen sei, um dem auf Kriegszügen abwesenden Sultan durch Zauberei Unheil zu bereiten". Ein Empfehlungsbrief des Sultan von Bornu bewog aber endlich doch den Herrscher von Bagirmi, Barth längere Zeit in der Hauptstadt Masenje zu belassen. Gern wäre der kühne Reisende noch weiter östlich in das an die Ostküste des Tsad-Sees grenzende Reich Wadai vorgedrungen, doch wurde ihm dies nicht verstattet. Wahrscheinlich hatte er es nur seinem Empfehlungsbrief von Bornu zu verdanken, daß man so gütig war, ihn nicht hineinzulassen, denn im Reiche Wadai herrscht der Grundsatz, jeden Christen, der sich dort sehen läßt, zu tödten. Die ausgezeichneten Afrika-Forscher Vogel und v. Beurmann, die es wagten, die Grenze zu überschreiten, sind — der erste 1856, der andere 6 Jahre später — dem mohammedanischen Fanatismus zum Opfer geworden. Ein Jahrzehnt später hat unser Landsmann Dr. Nachtigall es dennoch gewagt, Wadai zu besuchen, und er kehrte glücklich zurück.

Noch weiter östlich stoßen wir auf Darfur, das auch ganz dem Islam angehört und in dem man — nach übereinstimmenden Berichten — ebenso fanatisch wie in Wadai keinen Weißen, der im Lande zu erscheinen wagte, lebend wieder hinauslassen würde. Kurze

Zeit wurde Darfur von dem aegyptischen Khedive tributpflichtig gemacht; es wird aber mit dem unseligen Uebergang der Sudan-Provinzen an den Mahdi in dessen Hände gefallen, oder wieder unabhängig geworden sein. Es soll gegen 4 Millionen Einwohner haben, und ist bis auf die jetzige Zeit durch seine Sklaven-Raubzüge in die Gegenden des oberen Nil und der Nilseen ganz besonders zum Fluche für zahlreiche benachbarte und weit entfernte friedliche Volksstämme geworden.

So ist mithin fast der gesammte Norden Afrikas bis tief in das Herz des Continents hinein schon ganz unter der Herrschaft des Koran.

Wollten wir eine ungefähre Grenzlinie ziehen, die das von ihm vollständig okkupirte Gebiet nach Süden abschließt, so müssen wir sagen, daß alles Land nördlich vom 10. Grade nördl. Br. mit Ausnahme von Abessynien schon ganz mohammedanisch ist, daß an den meisten Stellen im Innern diese Linie aber bereits vielfach und ganz bedeutend überschritten ist, und daß an der Ost- und Westküste die Macht des Islam schon Hunderte von Meilen weit südwärts reicht.

Seit längerer Zeit findet man auch sogar im äußersten Süden des Continents, in der Capcolonie, den Islam: es hat sich von Indien her eine zahlreiche Einwanderung malayischer Elemente gebildet, die mit großem Eifer für die Verbreitung des Koran sich bemühen.

Nach den bisherigen Ausführungen scheint es uns nicht zutreffend zu sein, wenn Munzinger, wie früher erwähnt wurde, von einer Ausbreitung des Islam über halb Afrika spricht. Die Länder, die unter mohammedanischer Herrschaft stehen oder doch bei weitem vorherrschende mohammedanische Bevölkerung haben, werden vielleicht die Hälfte des Continents ausmachen. Daneben aber ist der Islam dort in ununterbrochenem Vorrücken begriffen und seine Vorboten haben sich jetzt bereits über eine ganze Reihe von Gegenden verbreitet, die noch vor einigen Jahrzehnten Nichts von Mohammed wußten. Rechnen wir diese Länder hinzu, so kann gewiß mit Recht behauptet werden, daß jetzt Afrika bereits zu zwei Drittheilen unter dem Zeichen des Halbmondes steht und daß es im Begriff ist, sich ganz unter dasselbe zu stellen, wenn die Verhältnisse so wie in den letzten Jahren weiter gehen. Namentlich haben die großen Entdeckungen,

die begeisterte und für die höchsten Interessen der Kultur sich opfernde Europäer im dunkeln Welttheil in unserer Zeit gemacht haben, wesentlich dazu gedient, den Islam zu fördern. Arabischer Handelsgeist, namentlich arabischer Menschenhandel, und arabischer Fanatismus haben sich durch jene Entdeckungen, die wahrhaftig am wenigsten für solche Ausbeuter gemacht worden sind, die Wege gebahnt, und arabische Energie und Zähigkeit haben dort allenthalben gewaltigen Vorsprung gegenüber europäischer Langsamkeit und Bedächtigkeit gewonnen. Man darf nach allem Gesagten es daher wohl als keineswegs übertrieben ansehen, wenn berechnet wird, daß jetzt alljährlich der Islam in Afrika eine Million neuer Bekenner gewinnt.

II.

Der Islam in seinem Wesen und seinem Gesetze.

Um gebührend die Wichtigkeit und Bedeutung der im vorigen Abschnitte geschilderten Zunahme des Islam in Afrika zu würdigen, ist es nöthig, sich das Wesen der mohammedanischen Religion zu vergegenwärtigen. Sie ist ein überaus eigenthümliches Gemisch übernatürlicher, dem Judenthum und dem Christenthum entnommener, aber vielfach in traurigster Weise mißverstandener und entstellter Wahrheiten mit altmorgenländisch-phantastischen Spekulationen und Ideen, und eine Vermengung äußerer Formeln und Ceremonien, zahlreicher Gebete, Enthaltungen, religiöser Reinigungen mit der größten Nachgiebigkeit gegen sinnliche Triebe der schlimmsten Art.

Der Kernpunkt des ganzen Systems ist neben der Verkündigung des Monotheismus das Prophetenthum Mohammeds. Er ist das von Gott berufene Organ zur Offenbarung des göttlichen Willens. Der Koran gibt denn auch nach moslemischer Ansicht sicherstes Zeugniß für dieses einzig dastehende Prophetenthum. Von ihm heißt es: „Mohammed ist der Gesandte Gottes und das Siegel aller Propheten .... Wer nicht gehorchet Gott und seinem Propheten, der ist in offenbarer Verblendung. (33. Sure.) O ihr Gläubigen, seid gehorsam Gott, dem Propheten und denen, welche Gewalt über euch haben. (4. S.) „In Wahrheit, Wir geben dir, Mohammed, den entscheidenden Sieg und es vergibt dir Gott deine Sünden, die vergangenen, wie die zukünftigen.“ (48. S.)

Eben deshalb wird auch die Beleidigung des Propheten wie Schmähung Gottes selbst geahndet. Wer den Propheten schmäht, ist nach moslemischem Gesetze vogelfrei und darf von Jedermann getödtet werden.

Dieselbe gesetzliche Bestimmung spricht auch zu Gunsten der Imame, der höchsten geistlichen Würdenträger, die gewissermaßen als am Prophetenthum theilnehmend betrachtet werden. Dieses Gesetz erklärt es, wie leicht es im Islam einzelnen geistig hervorragenden Männern werden kann, ganze Völker mit einer abergläubischen und fanatischen Verehrung gegen ihre Person zu erfüllen. Sie brauchen sich nur als Imame aufzuspielen und sich vor dem rechtgläubigen Volke als solche geltend zu machen, so stehen sie alsbald vor dessen

Augen wie mit dem höchsten Prophetenthum begabt da und ein übernatürlicher Glanz umgibt sie. Das ist die einfache Erklärung der geheimnißvollen Gewalt, die z. B. der Mahdi im Sudan in kurzer Zeit über zahllose Mohammedaner gewann.

Mohammed und seinen Jüngern ist nun nach dem Koran die ungeheuere Aufgabe zugefallen, die ganze Welt zu Allah zu bekehren und ihm zu unterwerfen, was aber im Grunde nichts Anderes bedeutet, als daß der Islam über die ganze Welt herrschen solle. Darum theilt sich für den Mohammedaner die ganze Menschheit in zwei Theile, die Gläubigen, Moslemen, und die Ungläubigen, die Kofir. Den Erstern gehört von Gotteswegen Alles, die Andern haben ihnen gegenüber kein Recht, haben höchstens zeitweise Duldung zu erwarten.

Diese aller wahren Civilisation und allem internationalen Recht in's Gesicht schlagende Theorie wird am klarsten ausgesprochen in den Bestimmungen, die der Koran über den Djehod, den Krieg wider die Ungläubigen, enthält. Wir lassen nachstehend eine Reihe von Sätzen folgen, wie sie der gelehrte Verfasser des „moslemischen Rechts"[1]), der russische Staatsrath v. Tornow, der sein Werk unter Beihülfe mehrerer islamitischer hervorragender Gelehrten abfaßte, im 6. Kapitel darüber gibt:

„Der Krieg wider die Ungläubigen ist eine für jeden Muselmann verbindliche Pflicht, welcher volljährig, gesund, frei und im vollen Besitz der Verstandeskräfte befindlich ist.

„Ein Tag des Krieges gilt mehr bei Gott als ein ganzer Monat Fasten. Der Glaubenskrieg wird unternommen

1) gegen die Ungläubigen, welche sich der Gewalt der Moslemen nicht unterwerfen wollen;

2) gegen diejenigen, welche sich zwar unter der Botmäßigkeit der Moslemen befinden, jedoch den Gehorsam verweigern und sich der Zahlung der Steuern, Djezigeh, entziehen:

3) gegen diejenigen, die sich gegen die Imame auflehnen.

„Alle beweglichen Sachen, die in Feindesland in Besitz genommen oder dem Feinde während des Krieges abgenommen werden, bilden die Kriegsbeute, welche unter das Heer vertheilt wird. Alles unbe-

---

[1]) Moslemisches Recht, von Nikolaus von Tornow, Leipzig. Dyk. 1855.

wegliche Vermögen bleibt im Besitze der Eigenthümer, wenn sie, auch ohne den Islam anzunehmen, sich gutwillig der Gewalt der Moslemen unterwerfen und sich zu einer vom Ermessen des Imam abhängenden Beisteuer und einer Abgabe vom Vermögen verpflichten.

„Die den Islam annehmenden Ungläubigen bleiben im vollen Besitz ihres ganzen Eigenthums und sind nicht verbunden, etwas zu zahlen, außer etwa den Zekat.

„Die Ungläubigen, welche sich nicht freiwillig unterwerfen, haben keinen Anspruch auf Gnade. Die gefangen genommenen Männer müssen, wenn sie nicht den Islam annehmen, getödtet werden, die Frauen und Kinder werden in die Sklaverei geführt. (S. das Buch Eiko 'ot.) Es hängt indessen vom Imam ab, ob er den Männern das Leben schenken oder auch sie zu Sklaven machen will.

„Alles angebaute eroberte Land wird den Moslemen, die am Kriege Theil genommen haben, zur Benutzung nach der Vertheilung seitens des Imam übergeben, welchem allein das volle Recht darauf zusteht.

„Alles unangebaute Land wird des Imam ausschließliches Eigenthum.

„Das Land und das Vermögen der Herbi, d. h. aller Ungläubigen, die den Moslemen nicht unterworfen sind und keinen Tribut zahlen, und sogar ihre Person gilt als Muboh, d. h. gesetzlich dem Moslemen zu seinem Eigenthum zu erwerben gestattet. Der Muselmann, der den Herbi oder sein Vermögen in Besitz nimmt, gilt solchenfalls als primus occupans", (d. h. als Derjenige, der zuerst eine herrenlose Sache in Besitz nimmt).

„Die Tribut zahlenden Ungläubigen werden in ihrem Besitz von den muselmanischen Gewalthabern geschützt, müssen sich aber von den Moslemen durch besondere Kleidung unterscheiden und haben ihnen besondere Ehrerbietung zu erweisen. Im Uebrigen gilt für sie im Allgemeinen der Grundsatz, diese von Personen ihres Stammes und nach ihren Gesetzen richten zu lassen.

„Während des Krieges mit den Ungläubigen dürfen die Moslemen nicht nur keinen Anspruch auf Entschädigung oder Sold machen, sondern es sind sogar die Reichen und Bemittelten ver-

pflichtet, einen Theil ihres Vermögens zur Führung des Krieges darzubringen.

„Mit den Ungläubigen wird kein dauernder Friede, sondern nur ein Waffenstillstand abgeschlossen, der zu jeder Zeit wieder aufgehoben werden kann, sobald der Wiederbeginn des Krieges dem Muselmann vortheilhaft erscheint. Der Feind muß jedoch davon in Kenntniß gesetzt werden."

Diese Sätze machen uns das ganze gewaltige Auftreten des Islam sehr klar. Alle seine verheerenden Einfälle in friedliche Länder, seine Unterjochung zahlreicher Völker, die für das ganze christliche Europa so unendlich schmachvollen jahrhundertelangen Piratenzüge der nordafrikanischen Raubstaaten, sind gerade so wie die heutigen arabischen Sklavenjagden einfach Ausfluß jener Glaubenssätze, zu deren rechter und würdiger Bezeichnung der entsprechende Ausdruck kaum zu finden sein dürfte, daß nämlich der unbarmherzige Krieg gegen die Ungläubigen Gottes Sache sei, und daß alles Eigenthum, sowie auch die Person der Ungläubigen den Moslemen gehören.

So pflanzt der Koran selbst die Wurzel aller Laster, den Stolz, und zwar in seiner widerwärtigsten und abstoßendsten Form pharisäischer Ueberhebung, in die Herzen seiner Anhänger ein. Darum lehrt er sie auch, die Berührung mit einem Ungläubigen als Verunreinigung anzusehen, von der man sich gerade so gut, wie etwa von der Berührung eines Leichnams oder eines unreinen Thieres, durch bestimmt vorgeschriebene Waschungen reinigen müsse. Mit dem Stolz verbinden sich als Früchte der Lehren des Koran die Herrschsucht und die Habsucht, sowie anderseits Haß und Grausamkeit gegen alle Andersdenkenden. Letztere sind von Allah als Feinde gestempelt, ihre Vernichtung und Tödtung ist etwas Gottgefälliges; sie bloß zu Sklaven zu machen oder ihnen Etwas von dem, was man im Kriege gegen sie erobert, lassen, ist ein Werk besonderer Nachsicht und Milde.

Sollen wir uns da noch wundern, wenn selbst die civilisirtesten Muselmänner, die Türken, die Andersgläubigen am liebsten Hunde, Giaurs, benennen? Lehrt ja der Koran im Grunde sie als noch Schlimmeres ansehen: als dem Teufel angehörig. So ist z. B. dem „Rechtgläubigen" durch sein Gesetz vorgeschrieben, selbst zu der Zeit, in welcher andere Menschen gewiß am ersten allen Haß

ruhen lassen, am Hochzeitstage nämlich, diesem Haß gegen den Kofir Ausdruck zu geben, und zwar durch eine religiöse Handlung, durch ein Gebet. Vor der Vollziehung der Ehe hat der neuvermählte Muselmann folgendes Gebet zu verrichten, wobei er die Hand auf die Stirne des Weibes legt: „O Gott, nach dem Befehl Deines Buches habe ich mit dieser Frau die Ehe geschlossen und sie zu mir genommen; ist es Dir gefällig, so wirst Du ihr ein Kind geben, einen gläubigen Muselmann, nicht aber einen Genossen des Teufels."

Neben den genannten Lastern aber begünstigt der Koran noch ein anderes, nicht weniger schlimmes und in seinen Folgen furchtbares, die Unzucht. Die Vielweiberei, die er nicht blos gestattet, sondern auch mit religiösen Formen umgibt und heiligt, ist hier eigentlich noch das Wenigste.

Nach dem muselmanischen Gesetze ist die Ehe dreifacher Art:

1. die beständige Ehe, nikoh doin;
2. die zeitweilige, nikoh muet'e;
3. die Ehe mit Sklavinnen, nikoh kenizon.

Die erstere kann nur mit 4 Frauen abgeschlossen werden. Für die zweite und dritte Art ist dagegen keine Zahl bestimmt. Indessen ist die zweite Art nur bei den Moslims der Schiitischen Richtung Praxis. Sie wird übrigens auch wie die erstere vor einer durch die Nupturienten erwählten geistlichen Person abgeschlossen und von ihr mit dem Gebet besiegelt: „Preis sei dem Gott, welcher die Ehe erlaubt und alle verbrecherischen und ehebrecherischen Handlungen verboten hat. Die himmlischen und irdischen Geschöpfe mögen Mohammed preisen und seine reinen und frommen Nachkommen."

In Bezug auf die dritte Art der Ehe ist zu bemerken, daß dem Herrn außerdem der Verkehr mit seinen Sklavinnen nicht benommen ist: auch die mit solchen, die er nicht zur Ehe genommen hat, erzeugten Kinder werden als legitim angesehen.

Noch schlimmer aber als die Polygamie ist die vom muselmanischen Gesetze constatirte Leichtigkeit der Ehescheidung. Neben einer Reihe von Gründen, aus denen eine gültige Ehe von selbst aufhört, also ohne Vornahme eines Scheidungsaktes, (v. Tornow zählt fünf Klassen derselben auf), spielt nun der Telok, die eigentliche Ehescheidung, eine überaus wichtige Rolle im moslemischen Eherechte. Gemäß demselben ist sie entweder eine beständige oder eine solche,

bei der der Ehemann das Recht behält, die Ehe nach Ablauf einer bestimmten Frist zu erneuern. „Die Erklärung der Scheidung ist ganz in die Willkür des Ehemannes gestellt, und ist derselbe nicht verpflichtet, die Ursachen anzugeben, die ihn dazu bewegen." (a. a. O. S. 168.) Es müssen nur nach dem Gesetze neben der Volljährigkeit und dem vollen Besitz der Verstandeskräfte beim Ehemann vorhanden sein das Kesd, der innere Drang und das Verlangen nach der Scheidung, sowie das Ichtior, der freie, durch keinen Zwang bewegte Wille des die Scheidung Vollziehenden. Die Scheidung selbst wird in der einfachsten Weise dadurch vorgenommen, daß der Ehemann vor Gericht oder vor zwei unbescholtenen Zeugen die Sigheh, d. h. die Erklärung der Scheidung ausspricht, wofür in einem der heiligen Bücher gegen 80 verschiedene Formeln angeführt werden. Die Worte: „ich habe dir die Scheidung erklärt", oder „du bist geschieden", oder auch bloß „geschieden" genügen, und nicht minder genügend ist das Wort „ja", wenn es vom Manne in Gegenwart zweier Zeugen auf die Frage, ob er seiner namentlich bezeichneten Frau die Scheidung erklärt habe, ausgesprochen wird.

Da der Abschluß einer Ehe im Islam sich wesentlich als ein Kauf der Frau darstellt, so wird vom Gesetze für die Scheidungen auf das Genaueste bestimmt, wie es in dem einen oder andern Falle mit der Rückgabe der vom Manne bei Eingehung der Ehe zu entrichtenden Morgengabe, mehr, zu halten sei.

Zu bemerken ist noch, daß nach mohammedanischem Rechte die Heirathsfähigkeit für den Mann mit dem 15., für die Frau mit dem 9. Jahre beginnt.

Was für ein moralisches Elend aus einer solchen Lockerung aller ehelichen Bande in einer Religion, die noch dazu die Vielweiberei gestattet, hervorgehen muß, liegt auf der Hand.

Weitere Hauptmittel aber, durch die außer der offensten Begünstigung gewaltiger Leidenschaften der Islam seine furchtbare Herrschaft über die Geister sich zu verschaffen gewußt hat, sind seine Dogmen von der Prädestination und sein Vorgeben direkter Göttlicher Eingebung. Auf die erstere Lehre hält der Islam so viel, daß schon dieser sein Name, übersetzt „Eingebung, Fügung in den Göttlichen Willen", jene Lehre betont. Ein Glaube aber, der es offen ausspricht, daß Alles, was geschieht, durch unmittelbare Einwirkung des

Göttlichen Willens vor sich geht, daß es keine menschliche Willensfreiheit gebe, daß auch alles Böse von Gott nicht bloß (wie die Schiiten sagen) vorhergewußt, sondern von Gott thatsächlich vorherbestimmt worden sei, daß mithin für jeden Menschen, er möge thun und lassen, was er wolle, sein ganzes Schicksal hienieden wie in der Ewigkeit vorgezeichnet sei, ein Glaube, der dabei seinen Anhängern nur eine Reihe äußerlicher Ceremonien auflegt, im Uebrigen aber ihnen Alles erlaubt, wenn sie nur an Allah und seinen Propheten glauben, und der ihnen die Güter und Personen aller Ungläubigen zum Eigenthum überweist, ein solcher Glaube mußte wohl die heißblütigen und sinnlichen Araber zu all' jenen Thaten entflammen, deren Zeugen die Jahrhunderte gewesen sind. Was konnte den Glaubensstreiter Anderes treffen, als das von Allah ihm unveränderlich Bestimmte? Siegte er, so wurden Macht und Reichthum seine Beute, fiel er, so winkte ihm das Paradies mit all' den vom Koran geschilderten sinnlichen Genüssen. Das war ihm unfehlbare Wahrheit. Hatte dies doch der große Prophet verkündigt, den Allah in Mohammed sich erweckte, und war dies ja feierlich bestätigt worden durch das heilige „Buch", den Koran; dieser aber rührt nach moslemischer Ueberzeugung sowohl seinem äußeren Wortlaut, als seinem innern Sinne nach von Gott her; er ist nach der orthodoxen Ansicht in seinen 114 einzelnen Theilen oder „Suren" vom Himmel gesandt und durch den Erzengel Gabriel dem Propheten Mohammed übergeben worden. Darum ist die Anerkennung des Koran als des letzten und vollkommensten Buches Göttlicher Offenbarung die erste und unerläßlichste Forderung, die vom Koran selbst an die Moslemen gestellt wird; er ist der Inbegriff aller Weisheit und Wahrheit.

Diese Prätension des Koran trägt wesentlich die Schuld daran, daß wissenschaftliche Bildung durchgehends den mohammedanischen Völkern fremd geblieben ist, und daß namentlich die Araber, die strengen Verehrer und Beobachter des Koran, trotz ihrer unzweifelhaft hohen geistigen Begabung auf einer traurig niedrigen Stufe der allgemeinen Cultur sich befinden. Wenn einer der ersten Kalifen, Omar, einstens bei der Einnahme von Alexandrien die dort vorgefundenen unermeßlich reichen und für die abend- wie morgenländische Welt wichtigen Bibliotheken in ungeheuerlichster Barbarei

dem Feuer opferte und dabei die rohen Worte gesprochen hat: „Entweder steht das, was diese Bücher enthalten, im Koran, und dann wissen wir es, oder aber es steht nicht darin, und dann brauchen wir es nicht zu wissen", — so ist das ganz im Geiste des Islam geschehen. Der Koran ist das Höchste, was er hat, und darum ist für die Jugend Nichts wichtiger und nöthiger, als in ihn eingeführt zu werden. Je besser man ihn kennt, desto weiser und gebildeter ist man, und was gibt es daher Bildenderes, als ihn so viel als nur möglich auswendig zu lernen? Darin gipfelt die mohammedanische Schulbildung. Noch heutzutage werden mit hoher Verehrung jene ersten Jünger Mohammeds genannt, die der Ueberlieferung gemäß den ganzen Koran auswendig wußten, wofür er ihnen Belohnung im künftigen Leben zusagte. So haben auch jetzt noch viele Moslemen ganze Theile des Korans im Gedächtniß; dies sind die sogenannten Hafiz, die Kundigen.

Wie Vambery in seinen vortrefflichen Schilderungen mohammedanischen Lebens in Asien mittheilt, ist dort überall noch das, was wir Elementarschule nennen, die Koranschule, in welcher die, wie er wiederholt hervorhebt, von Natur außerordentlich begabten dortigen Kinder arabisch lernen und das Memoriren des Korans betreiben müssen. Nicht anders sieht es auch im ganzen mohammedanischen Afrika aus. Aus dem mehrgenannten Werke v. Maltzan's ersehen wir, daß selbst Aegypten trotz seiner engen und vielseitigen Verbindung mit Europa hier keine Ausnahme macht: „Mit den arabischen Schulen sieht es schlimm aus. Dort herrscht noch der alte Fanatismus, der verlangt, daß der Knabe erst den Koran programmmäßig auswendig wisse, ehe er etwas anderes lernt. Weiß er diesen auswendig, wozu immer acht Schuljahre gehören, dann kann er die höhere arabische Schule, die in der Azhar-Moschee ist, besuchen." An anderer Stelle sagt der Verfasser über die jungen, in Aden zahlreich sich findenden Somali-Knaben: „Die jungen Somali haben oft außerordentlich feine Züge, die unstreitig Intelligenz verrathen. Schade, daß der Islam diesem Volke seinen fortschrittsfeindlichen Stempel aufgedrückt hat. Darum finden wir auch bei ihm dasselbe, was wir bei den meisten arabischen Städtern beobachten, nämlich daß die Intelligenz der Kindheit und Jugend nicht zur Entwickelung kommt, sondern vom religiösen Fanatismus erstickt wird. Der Er-

wachsene wird geistig träge, er vermeint eben schon durch den Islam das Höchste erreicht zu haben. Wozu also noch weiteres geistiges Leben?"

In dem früher schon erwähnten herrlichen Schreiben, das der große Kenner des Mohammedanismus, der so viele Jahre in den nächsten Beziehungen zu ihm zugebracht hat, der Cardinal Lavigerie nämlich, an den Vorstand des Xaverius-Vereins zu Lyon richtete, sagt er über das Wesen des Islam das Folgende:

„Der Mohammedanismus ist das wahrhafte Meisterwerk des bösen Geistes. Er befriedigt gleichzeitig die höchsten Bedürfnisse sowie die niedrigsten Triebe unserer Natur und fesselt so den Menschen in all seinen Seelenkräften. Durch den Glauben an einen einzigen Gott, an die Belohnung und Bestrafung im künftigen Leben, durch das Gebet und die religiöse Beschaulichkeit, die oft zur feurigsten Begeisterung sich steigert, befriedigt er jenes Bedürfniß unserer Natur, sich zu ihrem Schöpfer als der Quelle alles höheren Lebens zu erheben; durch die Leichtigkeit seiner Vorschriften, durch den freien Lauf, den er den zügellosen Ausschweifungen der Sinne läßt, durch das Gesetz des heiligen Krieges, der die Unterdrückung, die Plünderung, das erbarmungslose Morden und das regelrechte Niederschlagen aller derer, die dem Islam nicht huldigen, gutheißt, schlägt der Mohammedanismus seine Anhänger in Bande, welche menschlicherweise nichts brechen zu können scheint. Wenn er zerfällt, so geschieht es aus sich selbst; ich will sagen, infolge seiner Grundsätze, seines Schicksalsglaubens, seines Sittenverderbnisses, welche überall unheilbare Trägheit, Auflösung und Tod erzeugen. Das ist in dem kräftigen Sprichwort des Orients ausgedrückt: Der Schatten eines Türken macht das Feld, an dem er vorübergegangen, auf ein Jahrhundert unfruchtbar."

III.

Der Mohammedanismus und die Sklaverei.

Auf das Engste und Innigste hängt mit dem Islam die Sklaverei zusammen. Wenn der Koran den Moslems die Pflicht auferlegt, ihre Religion mit Gewalt überall hin zu verbreiten, wenn er den Glaubenskrieg als das verdienstlichste Werk preis't, und wenn er zugleich den siegreichen Gläubigen zum Herrn der Person und des Eigenthums der Besiegten macht, so ist damit die Sklaverei von selbst gegeben, ja man muß beinahe ihre Billigung durch das Gesetz als einen Akt der Milde betrachten, da ja eigentlich alle dem Koran sich nicht Unterwerfenden getödtet werden sollten. Es heißt nur, wie wir früher sahen: „Sie können auch zu Sklaven gemacht werden." Darum ist allenthalben, wo der Islam sich findet, auch die Sklaverei einheimisch, und darum wird auch, je mehr in Afrika sich der Islam verbreitet, das Elend der Sklaverei um so größer dort werden. Von dem noch nicht mohammedanischen Afrika wird man aber deßhalb auch die Sklavenjagden so lange nicht fern halten können, als es nicht gelingt, die Neger vor der Ueberfluthung durch die Araber zu bewahren.

Selten wohl mögen über eine und dieselbe Sache so verschiedene Urtheile gefällt worden sein, als über die Sklaverei bei den Anhängern Mohammeds. Die Einen schildern sie als grausam und allem Naturrecht Hohn sprechend, die Andern wissen nicht genug von der Art und Weise zu erzählen, wie die Sklaven bei den Mohammedanern so mild gehalten würden, wie man sie gleichsam als zur Familie gehörig betrachte, und sie berufen sich darauf, daß ja der Koran doch eine milde Behandlung der Sklaven empfehle und sogar die Freigebung eines Sklaven als eine gottgefällige Handlung betrachte.

Kein Unbefangener, der noch Sinn für Menschenrecht und Menschenwürde hat, wird die Sklaverei an sich, abgesehen von der Unmöglichkeit, sie irgendwo sofort aufzuheben, als zuläßig anzusehen Lust haben; deßwegen wollen wir aber doch denen keinen Vorwurf machen, die die zweite Richtung vertreten. Es ist ja Manches, was ihre Ansicht auf den ersten Blick zu rechtfertigen scheint. Zuerst ist ein großer Unterschied zwischen den gesetzlichen Vorschriften und der Praxis im gewöhnlichen Leben zu machen.

Sowie in Europa kraft der gesetzlichen Bestimmungen, die in so humaner Weise heutzutage die Dienstboten vor Ungerechtigkeit der Herrschaften schützen, thatsächlich doch manche Knechte und Mägde in Europa es nicht viel besser haben, als anderswo die Sklaven, so kommt es gewiß auch oft vor, daß trotz der inhumanen Bestimmungen des moslemischen Rechts mohammedanische Sklaven so gehalten werden, wie bei uns gute Herrschaften ihre Dienstboten behandeln. Aber bei der Frage nach der Berechtigung einer Sache kommt es nicht darauf an, wie sie hie und da gehandhabt wird, sondern wie sie nach dem Gesetze sich gestaltet. Sodann haben die Meisten, die die Sklaverei unter dem Islam nicht strenge verwerfen, sie naturgemäß nur dort kennen gelernt, wo der Europäer am ersten sie zu beobachten Gelegenheit hat, in der Türkei und in Aegypten. Dort aber hat der Islam doch schon Manches von seiner Schroffheit und Grausamkeit verloren, da man gewiß nicht sagen kann, daß er daselbst unbedingt die Herrschaft habe; er muß sie eben bis zu einem gewissen Grade theilen mit der europäischen Civilisation.

Endlich aber, und das ist das Wichtigste, was bei Beurtheilung dieser Frage nie übersehen werden darf, macht der Islam in seinem Sklavenrecht dieselbe Unterscheidung, die überall bei ihm zur Geltung kommt, zwischen dem alles Recht besitzenden Rechtgläubigen und dem rechtlosen „Ungläubigen“. Darum ist auch rechtlich der muselmanische Sklave ganz anders zu betrachten, als der heidnische oder christliche. Gegen den ersten empfiehlt der Koran Nachsicht und belobt wirklich sogar seine Freilassung, gegen den zweiten ist er ohne alle Barmherzigkeit, und jeder Muselmann wird daraus abnehmen können, daß er seinen heidnischen oder christlichen Sklaven so hart und grausam halten darf, als ihm nur immer beliebt. Warum tritt derselbe nicht zum Islam über und macht sich dadurch der Milde und Nachsicht seines Herrn würdig?

Wir wollen nichts Weiteres über diese Sache sagen, sondern vielmehr Alles der Beurtheilung unserer Leser überlassen, indem wir ihnen bloß nachstehende Bestimmungen des moslemischen Rechtes, die v. Tornow (S. 176—184) aufführt, mittheilen.

„Das Eigenthum von Sklaven kann, außer der direkten Erwerbung durch Gefangennehmung im Kriege auf dreierlei Weise

erlangt werden: nämlich durch Kauf, Geschenk oder Erbrecht, wobei hinsichtlich des Kaufes als Regel gilt, daß die Sklaven entweder in ganzen Familien oder auch getrennt und einzeln veräußert werden können. (Einige Sekten gestatten zwar auch, die Tochter von der Mutter, überhaupt die Kinder von den Eltern getrennt zu veräußern, rathen indessen doch hiervon ab.)

„Wenn Sklaven, welche in den Besitz von „Ungläubigen" gelangt sind, zum Islam übertreten, so werden die Letzteren, falls sie nicht freiwillig sich dazu verstehen, gezwungen, diese Sklaven an Moslemen gegen Empfang des landesüblichen Preises zu verkaufen.

„Die Sklaven sind volles unbeschränktes Eigenthum ihrer Herren und gelten als bewegliche Sachen, mülk. Für harte Behandlung, Anforderungen, die die Kräfte und Fähigkeiten der Sklaven übersteigen, für widergesetzliche Aufträge an sie und fleischliche Vermischung mit einer minderjährigen Sklavin[1]) kann der Herr zwar einer Strafe unterzogen werden, die Sklaven erlangen aber dadurch keinen Anspruch auf Freilassung. Sie haben überhaupt keinen freien Willen und können daher, ohne Genehmigung der Herren keinerlei bürgerliches Geschäft betreiben oder Verträge eingehen.[2])

„Wenngleich die Annahme des Islam dem Sklaven noch nicht die Freiheit gibt, so ist die Rechtgläubigkeit doch unerläßliche Bedingung der Freilassung.

„Die Kinder einer Sklavin sind Eigenthum ihres Herrn, diejenigen ausgenommen, welche er selbst mit ihr erzeugt hat. Diese sind freien Standes.

---

[1]) Nach moslemischem Recht hört die Minderjährigkeit bei Mädchen schon mit dem 9. Jahre auf; je nach Umständen kann dieselbe aber auch schon früher als nicht mehr vorhanden betrachtet werden.

[2]) Es ist zu bemerken, daß diese Bestimmungen von dem Verfasser des Rechtsbuchs zunächst zur Unterrichtung der russischen Richter bezüglich der Rechtsfälle unter den mohammedanischen Unterthanen Rußlands aufgestellt worden sind. Er gibt also auch nur an, was nach dem Gesetze des Islam unter milder Auslegung geschehen könnte. Auch wird nicht gesagt, ob diese Bestimmung: daß der Herr einer Strafe unterzogen werden könne, auch dann Geltung habe, wenn es sich um nichtmoslemische Sklaven handle. Wo der Islam die Herrschaft in Händen hat, kennt man keine Rücksicht für „ungläubige" Sklaven, im Gegentheil man behandelt sie, namentlich in Arabien und Afrika, hart und rücksichtslos, und keinem Richter fällt es ein, sich ihrer anzunehmen.

„Bildet eine Sklavin das gemeinschaftliche Eigenthum mehrerer Herren, so sind auch die von ihr geborenen Kinder das Eigenthum sämmtlicher Herren, es sei denn, daß die Letztern hierüber besondere Abmachung getroffen haben.

„Die Freilassung eines Sklaven ist eine gottgefällige Handlung. Der Prophet verheißt einem Jeden, der einem rechtgläubigen Sklaven die Freiheit schenkt, den entsprechenden Lohn im künftigen Leben. Hierüber lautet die von allen islamitischen Sekten anerkannte Ueberlieferung oder Hedith folgendermaßen:

> „der allmächtige Gott wird Jedem, der einen rechtgläubigen Sklaven frei läßt, von ewigen Höllenqualen erlösen, indem im Verhältniß zur Zahl der freigelassenen Sklaven Theile des Körpers desjenigen, der ihnen die Freiheit schenkt, vom ewigen Feuer werden befreit werden."

„Ein entlaufener Sklave gilt einem mirtadd, d. h. einem Glaubensabtrünnigen gleich, ist mithin als vogelfrei zu betrachten."

IV.

Der Islam in seiner gegenwärtigen Art.

Die Türkei ist altersschwach geworden, und den mächtigen Staaten Europas gegenüber vermochte sie die alten, stolzen Prätensionen nicht mehr aufrecht zu erhalten, seit es ihr klar wurde, daß ihre Existenz nur von deren Gnade oder besser gesagt deren gegenseitiger Rivalität abhange. Aber man würde sich sehr täuschen, wenn man glauben wollte, die dortigen Mohammedaner seien durch die ihnen so nahe rückende europäische Civilisation im Innern umgewandelt. Gewiß gibt es unter ihnen weit mehr als früher wahrhaft gebildete und über die engherzigen und traurigen Vorurtheile des Volkes erhabene Männer, aber ihre Zahl ist doch kleiner als es wohl scheinen dürfte. Der eigentliche Türke ist der großen Mehrheit der Bevölkerung nach noch immer voll Haß und Mißtrauen gegen alles nicht Türkische, und nur knirschend erträgt er die Situation, in die er durch die Macht der Giaurs versetzt worden ist. Wer vermöchte zu sagen, was Alles noch aus diesem türkischen Reiche werden könnte, wenn es ihm gelänge, aus seiner Ohnmacht sich zu erheben oder wenn es der alte Fanatismus zu Stande brächte, die unter der Obedienz der Pforte stehenden moslemischen Volksstämme zum allgemeinen Kampfe gegen die christlichen Mächte zu entflammen. Liegen ja doch erst einige Jahrzehnte hinter uns, seit die Schreckensberichte von der Massen-Hinschlachtung der Christen am Libanon und in Damaskus nach Europa drangen. Es kann dieses ja auch so lange nicht anders sein, als die Mohammedaner der Türkei, die als strenge Sunniten gar keine Auslegung und Beurtheilung der Glaubensdogmen zulassen, den Koran mit seiner Predigt des Hasses, des Religionskriegs und der Rechtlosigkeit aller sich ihm nicht unterwerfenden oder wenigstens tributzahlenden „Ungläubigen" als Göttliches Buch festhalten und so lange der Koran die Grundlage aller Erziehung und Bildung bleibt.

Den heutigen Islam werden wir aber nur dann recht würdigen, wenn wir bedenken, daß vielleicht die Türkei für immer aufgehört hat, die Großmacht des Islam Europa gegenüber zu sein und daß eine anderweitige an ihre Stelle treten könnte. Da, wo die Wurzel des ganzen Mohammedanismus zu suchen ist, in Arabien, liegt auch

noch jetzt der geistige Mittelpunkt des Ganzen. Arabien gilt noch heute, wie vor 1000 Jahren, allen Moslemen als das heilige Land, und noch immer besteht für alle die Verpflichtung ihres Gesetzes, wenigstens einmal die Wallfahrt nach Mekka zu machen. Arabien ist es daher auch, wo vor Allem man die Frage studiren muß, wie der heutige Islam der europäischen Cultur gegenüber sich verhält.

Merkwürdiger Weise ist bis auf die jetzige Stunde dieses Europa doch so nahe gelegene Arabien, zu dessen Küste wir in einer Meerfahrt von wenigen Tagen gelangen können, dasjenige Land, über dessen Inneres wir nicht viel mehr wissen, als etwa über dasjenige von Patagonien oder über die noch nicht erforschten Gegenden Central-Australiens. Woher kommt dies? Hatten die Reisenden dieses Land nicht beachtet oder haben sie sich durch die ungeheure Hitze, die dort herrschen soll, abschrecken lassen? Keines von Beiden, im Gegentheil glauben wir annehmen zu dürfen, daß nicht viele heiße Länder so oft besucht worden wären, als gerade Arabien, wenn es eben nicht das Arabien Mohammeds wäre. Dort herrscht aber heute noch der Islam in seiner alten Weise, der jeden „Ungläubigen" als seinen Feind ansieht, der ihnen allen das Recht der Existenz abspricht und der sie zu tödten als Allah wohlgefällig ansieht. Wie v. Maltzan berichtet, gibt es in Arabien noch jetzt drei Provinzen, die zu betreten jedem „Ungläubigen" bei Todesstrafe untersagt ist, und eine Reise auch durch die übrigen Theile Arabiens ist ungleich gefährlicher, als ein Zug durch die menschenfressenden Stämme Neu-Guineas. Man lese nur die Werke der beiden deutschen Reisenden, denen es unter überaus großen Gefahren gelungen ist, einzelne Theile von Arabien zu besuchen, des genannten Forschers und seines Vorgängers v. Wrede, und man wird dort die vollste Bestätigung des Gesagten finden.

Nun ist es aber gerade Arabien, von wo aus der Islam in alten Zeiten nach Afrika gelangt ist, um sich gerade in unserer Zeit daselbst am mächtigsten auszubreiten. Der arabische Fanatismus hat sich in den mohammedanischen Reichen Nordafrikas ungeschwächt erhalten, bis Frankreich zuerst in Algier und dann in Tunis eine mächtige Bresche in diese alte Festungen mohammedanischer Weltmacht gelegt hat. Das armselige Königreich Marokko aber, das noch nach alter Art fortlebt, ist unvergleichlich unduldsamer und fanatischer

als es die im Vergleich dagegen noch immer so mächtige Türkei ist. Wie auch Daniel bestätigt, ist der Islam nirgends verfolgungssüchtiger und grimmiger aufgetreten, als gerade hier; noch jetzt darf sich z. B. in Binnenorten von Marokko kein Jude oder Christ auf den Straßen sehen lassen, ohne „Hund" geschimpft oder angespuckt zu werden. „Das Erste," so erzählt Charles Didier in den „Spaziergängen in Marokko", „was ich in Tanger erblickte, war ein kleiner Maure von 9—10 Jahren, der einen alten demüthigen Juden an seinem weißen Barte durch die Straßen zog, und da der unglückliche Sohn Israels im Vorübergehen bei einer Moschee nicht schnell genug seine Pantoffeln ausziehen konnte, so verabreichte ihm ein Soldat einen starken Fußtritt, während eine alte Frau ihren Schleier aufhob, um ihm in's Gesicht zu spucken. Der alte Hebräer erduldete das Alles ohne Murren: der geringste Widerstand hätte ihm das Leben kosten können und er wäre unter Stockstreichen gestorben; für jetzt entging er der Verfolgung durch Winkelstraßen und Nebenwege."

Eine Schmach für ganz Europa war es, als noch vor Kurzem von dort gemeldet werden konnte, man befürchte einen Ausbruch dieses Fanatismus und eine Niedermetzelung der Christen.

In Algier ist der moslemische Fanatismus in den Städten vielfach der modernen Cultur gewichen; im Süden der Provinz, bei den Wüstenstämmen der Kabylen und mehr noch bei den im Innern der Wüste hausenden mächtigen Tuaregs scheint er aber noch ungeschwächt fortzudauern. Die letztern ermordeten noch im Jahre 1880 drei französische Missionäre. Von ihnen wurde ja auch vor einigen Jahren die französische Expedition vernichtet, die zur Aufsuchung einer Verbindung zwischen Algier und den französischen Besitzungen am Senegal durch die Wüste gezogen war.

In Tunis scheint die einheimische Bevölkerung noch am duldsamsten zu sein. Cardinal Lavigerie ist geneigt, dies als einen Rest des Einflusses anzusehen, den dort, wo das Christenthum am meisten geblüht und sich auch am längsten behauptet hat, die erst spät erfolgte allgemeine Durchführung des Islam gehabt hat. Noch im 11. und 12. Jahrhundert hatte Karthago seine Bischöfe und im 13. Jahrhundert erzählen uns die Geschichtschreiber der Kreuzzüge, daß der Sultan von Tunis Heeresabtheilungen gehabt habe, die aus einheimischen Christen bestanden. Unser großer Landsmann

Dr. Vogel aber berichtet, daß er auf seiner Wüstenreise von Tripolis nach Mursuk 1853 tief im Innern des Landes, viele Meilen weit vom Meere, in dem schönen Thale Soffedschin die Ruinen eines Klosters angetroffen habe, die unwiderleglich dafür sprechen, daß mindestens noch bis zum 12. Jahrhundert hier eine Christengemeinde bestanden habe.

Der genannte große Kirchenfürst, der im Gegensatz zu dem bekannten Wahlspruch der alten Römer fort und fort für die Wiederaufrichtung Karthagos, des künftigen Mittelpunkts des christlichen Nordafrika's eintritt, constatirt auch die merkwürdige Thatsache, daß selbst unter den drei Provinzen Algiers der mohammedanische Fanatismus mit der Entfernung von Tunis nach Osten wächst: in der Provinz Constantine ist er schlimmer als in Tunis, in der Provinz Algier mehr als in Constantine und endlich in der Marokko zunächst liegenden Provinz Oran am heftigsten.

In Tripolis und Aegypten, die noch unter türkischer Oberhoheit stehen, ist man, namentlich in letzterem Lande, im Allgemeinen in den letzten Jahrzehnten offiziell duldsamer und rücksichtsvoller gegen die Christen geworden; der europäische Einfluß ist dort nach und nach stark geworden. Die alte Califenstadt Kairo wandelt sich seit 20 Jahren nach europäischem Muster um, und ungehindert kann der Reisende sich dort bewegen. Noch zu Niebuhr's Zeit war es ganz anders dort. Wie er berichtet, „durften damals in Kairo die Europäer nur auf Eseln reiten und mußten absteigen, wenn ein vornehmer Moslem ihnen begegnete. Diesem lief ein Diener mit einem Knüppel voraus, der die Säumigen prügelte. Ein französischer Kaufmann wurde kurz vor unserer Ankunft zum Krüppel geschlagen, weil er nicht schnell genug abstieg. Bei 24 Gerichtshäusern, bei den Casernen und einzelnen Moscheen durfte ein Europäer nicht vorbei reiten. In's Quartier el Kurâfe, in die Nähe von Bab Naco, in die von Sitt Zainab durfte er gar nicht kommen."

Wie ganz verschieden das Verhalten der Mohammedaner gegenüber ihren Glaubensgenossen und den rechtlosen „Ungläubigen" sich gestaltet, das erfuhr Dr. Schweinfurth bei Gelegenheit seiner berühmten Reise in die von den westlichen Nilzuflüssen durchströmten Aequinoctial-Gegenden. Als er im Januar 1869 die Reise den Weißen Nil hinauf machte, benutzte er die von einem Chartumer Elfenbein-

händler ausgerüstete und mit arabischer Mannschaft versehene Barke. Als man nun in eine Gegend kam, in der neben mohammedanischen Baggara's heidnische Schillukneger hausen, bemerkte der Reisende, daß die Bootsleute die am Ufer zum Vorschein kommenden braunen Glaubensbrüder mit großer Herzlichkeit begrüßten; begegneten sie aber einer Schillukbarke, so wurden die Insassen unfreundlich angeschrieen und wenn sie Fische hatten, wurden ihnen diese einfach weggenommen. Und doch standen damals die Schilluk gerade so gut wie die Baggara's unter der ägyptischen Regierung.

So ist die alte Art des Islams im Volke auch da geblieben, wo mohammedanische Regierungen den guten Willen hatten, alle ihre Unterthanen zu schützen.

Man darf bei Beurtheilung des modernen Mohammedanismus durchaus nicht außer Acht lassen, daß sich in unserm Jahrhundert innerhalb dieser Bevölkerung mächtige Sekten verbreitet haben, die im Gegensatz zu der liberalen Richtung das strengste Festhalten am Koran sich zur Richtschnur nehmen und die die Pflege des gehässigsten Fanatismus gegen alle „Ungläubigen" sich zur Aufgabe machen. Sie haben im Stillen, aber sicher und mit großem Erfolg gearbeitet und sich schon weithin verbreitet. Eine dieser Sekten ist die der Senussi, gestiftet in den 40er Jahren von Mohammed Senussi aus Algerien. Sie hat sich selbst bis in die so schwer zugänglichen Oasen der Lybischen Wüste verbreitet, und der um die Kenntniß des afrikanischen Continents so verdiente Rohlfs machte dort auf seiner interessanten Wüstenreise 1873 und 74 in unangenehmster Weise ihre Bekanntschaft, obwohl er im Auftrage des Khedive selbst reiste und von demselben den ägyptischen Regierungsbeamten in jenen Oasen dringendst empfohlen war. Er erzählt darüber das Nähere in seinem Reisewerke (Drei Monate in der Lybischen Wüste, Cassel, Fischer, 1875) S. 73 ff.

Gleich in der ersten Oase, die er nach beinahe 10tägigem Wüstenmarsche erreichte, Farafrah, machte er ihre Bekanntschaft. Der letzte Europäer, der vor ihm diesen merkwürdigen Ort besucht hatte, war der französische Forscher Cailliaud gewesen, der dort eine freundliche Aufnahme gefunden hatte. Aber das war im Jahre 1820 und seit der Zeit hatte sich viel umgestaltet. Waren die Farafrenser früher laue Mohammedaner gewesen und hatten sie

als Hauptheiligen bloß ihren Schich Mursuk verehrt, so war dies seit einigen Jahren anders geworden. Von Norden her kamen im Jahre 1860 Schüler jenes Ordens der Senussi, und während sie zuerst als bescheidene Lehrer auftraten und sich hinter die Frauen und Kinder steckten, sehen wir sie jetzt in Farafrah im Besitz eines schönen Gebäudes, des besten in ganz Farafrah und der besten und größten Palmengärten. Der Empfang an diesem Orte war gleich Anfangs ein sehr mißtrauischer. Als aber Rohlfs am zweiten Tage nach seiner Ankunft dem Chef der Senussi, Sidi Hassan, einen Besuch machen wollte, um ihn um ein Empfehlungsschreiben an seine Mitbrüder in der nächsten Oase zu bitten, da kamen die Einwohner in hellen Haufen gelaufen, um das Eindringen der Reisenden in die heilige Umgebung des Senussi-Hauses zu verhindern. Rohlfs ließ sich es aber nicht nehmen, bis an die äußerste Mauer der Umwallung vorzudringen und einen mohammedanischen Diener an Sidi Hassan mit dem Gesuch um Gestattung der Ueberreichung eines Geschenkes, in einer Taschenuhr bestehend, abzusenden. In naivster Offenheit ließ dieser fromme Mann ihm sagen, das Geschenk wolle er gern annehmen, sich aber und sein Haus durch diesen Besuch nicht verunreinigen. Mittlerweile aber war fast die ganze männliche Bevölkerung von Farafrah, mit Flinten bewaffnet, zusammengelaufen, so daß Rohlfs mit seinen wenigen, zum Glück wie er gut bewaffneten Begleitern in großer Gefahr schwebte, bevor es ihm gelang, wieder zu seinem Lager zurückzukehren. Rohlfs bemerkt dazu: „Warum hätten diese Fanatiker Bedenken tragen sollen, einem von uns eine Kugel durch den Kopf zu jagen? Nicht nur seiner jenseitigen Belohnung wäre ein Christentödter sicher gewesen, vielleicht auch hier schon im irdischen Jammerthale würde ihm von den Senussi reiche Belohnung zu Theil geworden sein."

Wahrscheinlich wegen dieses unverantwortlichen Attentats auf die frommen Senussi hegten die Farafrenser von da an gegen Rohlfs besondern Haß. „Ich bemerkte," erzählt er, „wenn ich allein durch die Gärten ging, die stechenden Augen der Fanatiker, aber sie sahen auf meinen Revolver, sie bemerkten, daß ich immer vorbereitet war, und so verblieb es stets bei der löblichen Absicht . . . ."

Was bezüglich des Mordes von „Ungläubigen" durch fanatische Mohammedaner möglich ist, das erfuhr mit Schrecken der englische

Kapitän Harris, der als Gesandter der ostindischen Regierung 1841 an den Hof des Königs von Schoa, der südlichen Provinz Abessyniens, reiste. Er landete in der Bucht von Tadschurra. Dort empfing ihn der Sultan der gleichnamigen Stadt, der an einem Riemen den Koran um die Schultern gebunden trug und außerdem mit Amuleten wohl versehen war. Widerstrebend und nur im Hinblick auf die in der Bucht ankernden englischen Kriegsschiffe gab derselbe die Erlaubniß zum Aufbruch nach Schoa. Gern verließ Harris Tadschurra, dessen Bewohner er die abscheulichsten und niederträchtigsten Menschen nennt, die die Erde bewohnen.

Als man dann einige Tage nach der Abreise im Thale des Flüßchen Gurgunté campirte, ertönte plötzlich, mitten in der sehr stürmischen Nacht, ein wilder Schrei von dem einen Ende des Lagers. Alles stürzte dorthin, und es bot sich nun ein schrecklicher Anblick dar. Ein Sergeant und ein Korporal von der indischen Armee, welche die Expedition begleiteten, wälzten sich in Todeszuckungen; dem einen war die Halspulsader durchschnitten, dem andern ein Stich in's Herz versetzt worden, während nicht fern von ihnen ein Portugiese lag, der eine fürchterliche Wunde quer über den Leib hatte, so daß die Eingeweide hervorquollen. Im Augenblicke, als der Alarm entstand, hatte man im Mondlichte zwei dunkle Gestalten über die Berge in die Höhe klimmen und verschwinden sehen; die gleich angestellte Verfolgung war fruchtlos.

Diesem aus fanatischer Mordlust durch dort wohnende Somali verübten Verbrechen stellte sich einige Jahrzehnte später ein anderes, im Innern des von denselben Mohammedanern bewohnten Landes verübtes an die Seite. Der um die Erforschung Ostafrikas so verdiente Baron v. d. Decken rüstete 1864 eine Expedition zur Erforschung jener Gegenden aus, und fuhr im August 1865 mit seinem größeren Dampfschiffe (das kleinere war bei der Einfahrt in den Fluß leider verunglückt,) den bedeutendsten Fluß des Landes, den Dschuba hinauf. Nach mehr als einmonatlicher Fahrt gelangte er nach der Stadt Barbera, die im Jahre 1819 von einem dem strengsten Mohammedanismus angehörigen Scheich gegründet war. Die neue Ansiedlung wurde bald sehr mächtig, bis die umliegenden Stämme, die sich von der neuen Sekte ihre strengen Glaubensvorschriften doch nicht aufdrängen lassen wollten, sich gegen sie erhoben und die Stadt zerstörten,

Später wurde dieselbe aber wieder von Anhängern derselben Sekte aufgebaut und kam bald von Neuem zu einer gewissen Bedeutung. Bei der Vorüberfahrt hatte v. d. Decken schon nur mit Mühe dort Lebensmittel kaufen können und die Einwohner kamen ihm ungefähr so entgegen, wie die Farafrenser dem Dr. Rohlfs. Unglücklicher Weise strandete dann bei der Weiterfahrt das Schiff, und nun überfiel eine Rotte Barderenser die Expedition und v. d. Decken wurde mit den meisten seiner Gefährten ermordet; nur fünf Europäer entkamen auf einem Boote des gestrandeten Schiffes.

V.

Die Folgen einer vollständigen Mohammedanisirung Afrika's.

Wir sehen somit in Afrika vor unsern Augen einen Prozeß sich vollziehen, wie die Geschichte ihn trauriger und verhängnißvoller wohl nicht zu verzeichnen hat. In derselben Zeit, in der Europa eine nie vorher dagewesene äußere Macht entfaltet, in der es stark genug zu sein scheint, um der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben, in der es nach jahrhundertelangem blutigen Ringen das einst so gewaltige Reich der Türken schwer gedemüthigt und in seinem weiteren Bestande nur von ihm abhängig erblickt, während es zugleich die Macht des Islam in den großen Ländern Nordafrikas, in denen so viele Ströme christlichen Blutes geflossen und von wo Europa so oft und so lange bedroht gewesen ist, daniedergeworfen hat, in eben dieser Zeit gewinnt der alte Todfeind Europa's sowie in Asien so auch in Afrika ganze Völker für sich, und seine Anhänger wachsen um ungezählte Millionen. Es ist das dieselbe Zeit, in der europäische Bildung, europäische Kunst, europäische Wissenschaft die größten Triumphe feiert, in der aber anderseits in dem benachbarten Afrika der denkbar gehässigste Feind unserer Bildung, unserer Kunst, unserer Wissenschaft mit unheimlicher Macht über große Länder sich stürzt, um ihnen mit Feuer und Schwert sein Gesetz aufzudrängen, sie unserer Bildung unzugänglich zu machen, sie mit Verachtung alles europäischen Wesens und mit Haß gegen alle „Fremden" zu erfüllen.

Und wie merkwürdig: man hat unser Jahrhundert als das der freiheitlichen Entwickelung zu bezeichnen geliebt und wirklich übt kaum ein Wort in Europa einen zauberhafteren Klang aus, als das Wort, das so gern in den Mund genommen, so wenig verstanden und noch weniger ausgeübt wird; in eben dieser Periode, in der Europa die persönliche Freiheit so hoch zu halten bemüht ist, vollziehen sich in Afrika die schändlichsten, die abscheulichsten Kriege, die je die Welt gesehen hat, in denen Menschen ihre Mitbrüder freventlich überfallen, zu Tausenden niederhauen, ganze weite Gegenden verwüsten, bloß um möglichst viele Männer, Frauen, Kinder bis zum Säugling hinab ihrer Freiheit zu berauben, sie mit Ketten zu belasten und um schnöden Geldes willen in die schmachvollste Sklaverei

zu verkaufen. Wahrhaft tragisch aber möchte man es nennen, daß einerseits seit den Tagen der Phönizier es noch nie eine Zeit gegeben hat, in welcher Europa so viele seiner edelsten Söhne zur Erforschung des dunkeln Welttheils ausgesandt und diesem großen Zwecke geopfert hat und in welcher es in so nahe, enge und mannigfache Beziehungen zu Afrika getreten ist, als gerade die unsrige, und daß anderseits dieses selbige Afrika durch die Zuwendung zum Islam, unserm unversöhnlichen Todfeinde, sich geistig mehr als je von uns abzuwenden und uns feindlich gegenüberzutreten im Begriffe steht.

Denken wir uns nun einmal, daß der Islam ungehindert sein Werk in Afrika noch auf eine Reihe von Jahren fortsetzen könnte, was würde dann die unausbleibliche Folge sein? daß seine Macht dort eine immer compaktere würde, und daß er, mit steigender Progression fortschreitend, immer unaufhaltsamer und gewaltiger die ihm noch fern stehenden Völker erfaßte und in seinen Bann, aus dem sie keine Befreiung mehr zu erwarten haben, hineinzwänge. Dann würde aber gerade Afrika, für das Europa so viele Opfer gebracht, und auf das es seit den letzten Jahrzehnten mühsamster Durchforschung so große Hoffnungen zu setzen sich berechtigt glauben durfte, eine kolossale Gefahr für unsern Welttheil bilden. Der Islam macht auch in China und in Indien gewaltige Fortschritte, aber was haben sie Europa gegenüber zu bedeuten gegen diese Ueberfluthung Afrika's durch ihn? Afrika ist ein Continent, der uns seinem gesammten Nordrande nach ganz nahe liegt, und von wo man in einigen Stunden nach Spanien und nach Sizilien übersetzen kann. Er zählt weit über 200 Millionen Menschen, und diese Menschen gehören nicht entnervten Volksstämmen an, sondern sind frischen und kräftigen Schlages. In ihren Adern aber rollt afrikanisches Blut, und wenn sie einerseits auch, wie wir dies bei den Arabern gleichmäßig wie bei den Negern finden, zur Trägheit, zur Indolenz und zur ruhigen Ergebung in das Unvermeidliche geneigt sind, so sind sie anderseits ebenso leicht erregbar, dem Fanatismus zugänglich und dann zu Allem fähig. Merkwürdiger Weise beschreibt schon der alte Salvian (De Provid. VII, 13. 15) den Charakter der Afrikaner in einer Weise, die noch heutzutage merkwürdig zutrifft: er wirft ihnen Unmenschlichkeit, Treulosigkeit und besonders Hang zu Ausschweifungen

vor. „Wer weiß nicht", sagt er zum Schlusse seiner Schilderung, „daß im Ganzen alle Afrikaner so sind, es sei denn, daß sie zu Gott bekehrt und durch den Glauben und die Religion umgewandelt wären." Wie wahr ist dieser letzte Satz namentlich auch heute noch! Volksstämme mit solchen Leidenschaften, wie die afrikanischen sie haben, bedürfen vor Allem der kräftigen Zügel, welche die jene Leidenschaften bekämpfende und verurtheilende Religion im Bündniß mit wahrer Gesittung ihnen anlegt. Eine Religion aber, die ihnen die Zügel schießen läßt, ja ihre Leidenschaften begünstigt, unter der einen Bedingung, daß sie bloß an das Prophetenthum Mohammeds glauben und einige äußerliche religiöse Formen beobachten, macht sie wenigstens in ihrem Verhalten zu andern Völkern zu einer beständigen Drohung und Gefahr für ihre Nachbaren. Das unterliegt keinem Zweifel und wird von den Afrika-Forschern bestätigt. Der Mohammedanismus fügt aber, wie wir das früher genügsam gesehen haben, allen Charakterschwächen der afrikanischen Völker das gefährlichste Laster hinzu, den Stolz, indem er sie lehrt, mit souveräner Verachtung auf alle Andersdenkenden herabzusehen und sie als solche zu betrachten, die von Gott- und Rechtswegen kein Recht zur Existenz haben, die man deßhalb ohne Scheu tödten kann und denen man noch Milde erweist, wenn man sie bloß zu Sklaven macht.

Allerdings liegt die Zeit, in der unzählige Schaaren mohammedanischer Fanatiker Europa unter das Joch des Koran zu beugen drohten, geschichtlich hinter uns; dennoch dürfen wir nicht vergessen, daß uns mehr als einmal die allergrößte Gefahr ihres Sieges drohte, im 7. Jahrhundert durch die Araber, die Spanien überschwemmt hatten, im 16. und 17. durch die Türken. Wie würde aber die Macht eines durch den Islam, namentlich in der fanatischen Form, in der er gerade in den letzten Jahrzehnten dort wieder auftritt, geeinten Afrika unvergleichlich furchtbarer sein, als die der Araber und der Türken jemals gewesen ist!

Gern möge zugegeben werden, daß das jetzige Europa mit seinen mächtigen, in Waffen starrenden Staaten selbst den wüthendsten Anprall von Afrika her nicht zu fürchten habe, obwohl die traurige Mahdi-Affaire, bei der doch nur eine verhältnißmäßig kleine mohammedanische Macht engagirt war, sehr wohl ahnen läßt, was Armeen von vielen Hunderttausenden solcher Fanatiker zu bedeuten haben

würden. Es lassen sich aber doch auch Zeiten denken, in denen Europa nicht mehr so stark ist als jetzt; es können schwere Kriege die einzelnen Staaten für lange Zeit machtlos machen, und es dürfte auch gar nicht der Gedanke in das Bereich der Unmöglichkeiten zu verweisen sein, daß einmal europäische Mächte selbst aus Eifersucht, Rache, oder damit sie um jeden Preis sich Bundesgenossen verschaffen, mit dem mohammedanischen Afrika zu paktiren sich entschlössen. Das ist Alles schon dagewesen. In letzterer Hinsicht brauchen wir nur an die Bündnisse der Franzosen mit den Türken gegen die deutschen Kaiser im Laufe des 16. Jahrhunderts zu erinnern.

Doch nehmen wir ruhig an, eine direkte Bedrohung Europas durch das im Islam geeinte Afrika, wie es bei ruhigem Fortgang der bisherigen Entwicklung der Dinge in einigen Jahrzehnten schon da stehen kann, sei ein für allemal undenkbar, und nie werde dort ein fanatischer Eroberer auftreten, der ähnlich dem Dan Fodio in Sokoto sich eine Vision erträumt, um das ganze schöne Land in Europa mit all seinen glänzenden Städten und reichen Dörfern den Söhnen des Propheten zu überantworten und sich den himmlischen Auftrag zur Bekehrung aller dortigen Kofir geben zu lassen: die Einigung von ganz Afrika durch den Islam bliebe dennoch eine furchtbare Schädigung Europas. Zunächst würde, daran dürfte wohl nicht zu zweifeln sein, eine solche Eventualität die Vernichtung alles dessen, was bisher von den Europäischen Staaten zur Cultivirung Afrikas geschehen ist, zur unausbleiblichen Folge haben. Würden sich die Engländer wohl in Aegypten haben halten können, wenn auf einmal der Khedive selbst mit den Mahdisten sich gegen sie verbündet haben würden? Es ist noch in aller Erinnerung, was der in Unteraegypten ausgebrochene kurze Aufstand, dem der Mahdi wegen der ungeheuren ihn von Alexandrien trennenden Entfernung die Hand zu reichen verhindert war, der vereinigten Macht der Engländer und Aegypter zu schaffen gemacht hat. Wenn aber ganz Afrika im Islam geeint wäre und die Führer einer dort großartig und gewaltig gegen alle Europäer und Christen aufflammenden Bewegung, wie eine solche ganz gewiß nicht zu den Unmöglichkeiten, sondern vielmehr zu den Wahrscheinlichkeiten gehört, den Grundsatz proklamirten: Afrika den Afrikanern und dem Islam, so würde es zweifelsohne bald um allen Einfluß der Engländer in Aegypten und alle Herrschaft der

Franzosen in Algier und Tunis geschehen sein. Um so schneller aber und gewisser würden die vereinzelten Besitzungen der Europäer an der Ost- und Westküste verloren gehen.

Dann wären aber auch alle die Hoffnungen zu Grabe getragen, die man jetzt noch in Europa mit vollem Recht auf eine anders gestaltete Entwicklung des gegenüber liegenden Continents setzen kann. So wenig wie das fanatische Arabien oder jetzt eben das Reich des Mahdi im Sudan sich um europäische Produkte, mit Ausnahme dessen, was man zur Bekämpfung und Vertilgung der Kofir nöthig hat, kümmert, ebensowenig würde ein unter arabischer Herrschaft geeintes Afrika unserer bedürfen. Und doch scheint die Aufschließung neuer und ausgiebiger Absatzgebiete für Europa mit seiner so oft schon besprochenen Ueberproduktion überaus nöthig zu sein, und um so nöthiger zu werden, je mehr Amerika sich von unserer Industrie emancipirt und je mehr seit den letzten Jahrzehnten ungeahnte Concurrenten, wie China und Japan, auf dem Weltmarkte auftreten. Noch steht uns aber die südliche Hälfte Afrikas offen, ein unermeßliches Land, durchgehends reicher an den mannigfachsten Naturerzeugnissen, als die meisten andern auf Colonisation noch wartenden Länder, mit einer nach vielen Millionen zählenden Bevölkerung, die, wenn sie nicht vorher vom Islam in Beschlag gelegt wird, der europäischen Cultur unvergleichlich zugänglicher sind als die meisten Wilden, die anderwärts der Civilisation zu gewinnen sind.

Was aber für uns, die wir das 19. Jahrhundert als eine Zeit fortgeschrittener allgemeiner Bildung und Humanität preisen, ganz besonders bei dieser großen afrikanischen Frage in's Gewicht fallen muß, ist die Erwägung, die schon wiederholt in diesen Blättern sich uns aufgedrängt hat, daß die Mohammedanisirung Afrikas unfehlbar nicht bloß dessen Christianisirung, sondern ebenso sehr die Heranbildung der vielen Millionen Neger zu einem menschenwürdigen Dasein absolut ausschließt.

Ueber das Erste braucht hier Nichts mehr gesagt zu werden, nachdem diese traurige Wahrheit von allen mit Mohammedanern verkehrenden Missionaren, den katholischen wie nichtkatholischen, so oft schon ausgesprochen worden ist. Das Wenige, was wir über die Stellung des Mohammedanismus zu den Andersgläubigen nach dem Koran selbst angeführt haben, beweist dies auch zur Genüge.

Wo er die unumschränkte Herrschaft hat, da duldet er eben keine andere Ueberzeugung neben sich und da sieht er das Wüthen mit Feuer und Schwert gegen die „Ungläubigen" als etwas Allah überaus Gefälliges an, das sicher den Eingang zum Paradies verschafft.

Uebrigens hat auch schon der Koran seinerzeit es unmöglich gemacht, daß unter den Mohammedanern, so lange sie überhaupt noch solche sein wollen und die Gewalt in den Händen haben, je Missionare mit Erfolg arbeiten können. Die folgenden gesetzlichen Bestimmungen gelten für solche Eventualität:

„Ein Muselmann, der seit seiner Geburt zum Islam gehört und von demselben abfällt, ist des Todes schuldig und darf von Jedermann getödtet werden; er wird muboh ud-demm, vogelfrei.

„Ein Ungläubiger aber, Kofir, der zum Islam übergetreten ist und wieder abtrünnig wird, erhält eine 3tägige Frist zur Reue, und wird während derselben ermahnt; kehrt er aber dann nicht zum Islam zurück, so wird er mit dem Tode bestraft.

„Vom Islam abgefallene Weiber werden lebenslänglich in's Gefängniß gesperrt.

„Ein Abtrünniger wird für seine Frau unrein, (ihre Ehe wird dadurch von selbst geschieden) und sein ganzes Vermögen wird unter seine Erben vertheilt." (Moslem. Recht, S. 235.)

In Bezug auf das Zweite ist allerdings zu bemerken, daß in jüngerer Zeit manche Stimmen laut geworden sind, die von der Verbreitung des Islam unter den Negern wirkliche Hebung dieser Naturvölker erwarten; es hat auch an Aussprüchen sogar nicht gefehlt, die dahin gingen, die mohammedanische Cultur eigne sich gerade für sie besser als die christliche. Möglicher Weise entspringt letztere Behauptung bei den Meisten, die sie sich aneignen, einer instinktiven Abneigung gegen das Christenthum überhaupt; sie mögen vielleicht, wenn sie überhaupt eine positive Religion wählen oder zulassen müßten, dem Koran vor dem Evangelium den Vorzug geben. Uns aber scheinen die meisten Negervölker, wie wir sie jetzt aus den Berichten zahlreicher unparteiischer Reisenden kennen gelernt haben, mit all' ihren Fehlern, selbst mit ihrem Fetischismus und ihrem entsetzlichen Aberglauben, — wenigstens in Bezug auf ihre Stellung zu andern Völkern, — den fanatischen Mohammedanern

vorzuziehen sein, wie sie in Nordafrika zu vielen Millionen vorkommen, denen ihre Religion den Haß predigt, die durch den Koran erfahren, daß alle Mohammed nicht als den großen Propheten Verehrenden Genossen des Teufels sind, die in dem Glauben, ein Tag des Glaubenskrieges sei verdienstlicher als 30 Tage des vom Koran sonst so empfohlenen Fastens, das Schwert ergreifen und unter Gebeten zu Allah die „Ungläubigen" niederhauen.

Auch die Neger haben vielfach die Sklaverei, aber ihre Sklaven sind in offenem Ringen überwältigte Feinde, und ihre Fetisch-Religion denkt doch nicht daran, die Sklaverei als etwas Gesetzmäßiges zu sanktioniren. Auch sie haben vielfach die Vielweiberei, aber meist nur bei den Häuptlingen, und kein Koran heiligt ihnen durch seine Vorschriften diesen Mißbrauch der Ehe.

Gewiß leiden die Schwarzen Afrika's an vielen und großen Lastern: aber das haben sie unstreitig, daß dieselben nicht unter dem Deckmantel der Religion auftreten.

Was würde wohl der größte Kenner der Negervölker, der von Katholiken wie Protestanten gleichmäßig hochverehrte Livingstone, der so viele Jahre unter den schwarzen Stämmen zugebracht hat und auch wie wenig Andere den Einfluß kannte, den das Araberthum auf sie auszuüben bemüht ist, auf die Frage antworten, ob es besser sei, daß die Neger der mohammedanischen Civilisation anheimfielen, statt auf die christliche zu warten, oder gar ob mohammedanische Bildung für sie der christlichen vorzuziehen sei?

VI.

Wie ist der weitern Ueberfluthung Afrika's durch den Islam vorzubeugen?

Der Todfeind des christlichen Europa und aller europäischen Cultur hat sich, nachdem er bereits seit 1200 Jahren in Afrika sich festgesetzt hatte, in unserer Zeit in gewaltiger Weise dort weiter ausgebreitet und droht, was Niemand mehr läugnen kann, binnen wenigen Jahrzehnten den ganzen Continent in seine Gewalt zu bekommen und dadurch auf immer europäischer Cultur unzugänglich zu machen, wenn nicht bald Europa aus seiner bisherigen Lethargie erwacht und den Feind in seine Schranken zurückweist. Eine große Aufgabe liegt den Völkern Europas dadurch ob, von deren Bewältigung ganz gewiß die allerwichtigsten geistigen wie materiellen Interessen abhängen. Noch ist es Zeit, dem verheerenden Strom einen Damm entgegenzustellen, aber es ist auch höchste Zeit. Nichts wäre jetzt beklagenswerther, als wenn man, ohne in die Zukunft hinauszublicken, sich damit beruhigte, daß wir ganz Anders zu thun hätten, als uns um Afrika zu kümmern. Da haben die Römer vor Zeiten anders gedacht. Was haben sie nicht gethan, um Afrika zu gewinnen und wie waren ihnen nicht die dort gewonnenen Provinzen aller Opfer und Mühe so werth! Und doch kannten sie nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil von Afrika. Jetzt aber liegt der unermeßliche Continent zum Theil wenigstens auch schon in seinem Innern erforscht vor unserm Auge da, und durch eines der größten Werke europäischen Geistes und europäischer Macht, den Kanal von Suez, sind die entferntesten Gegenden Afrikas uns überaus nahe gerückt. Hätten die Römer diesen Canal gehabt, — mit welchem Eifer würden sie sich nicht der Colonisation der Ostküste angenommen haben!

Wir haben die wichtigsten Interessen in Afrika zu vertreten, und nur Kurzsichtigkeit und Schwachheit können rathen, die Hände in den Schooß zu legen und fatalistisch abzuwarten, was es denn da drüben über dem Mittelmeere demnächst geben werde.

An erster Stelle wird es nothwendig sein, daß in Nordafrika die europäischen Mächte, die dort sich festgesetzt haben, unermüdet fortfahren, die Civilisirung und Colonisirung der ihnen zugefallenen

Länder zu betreiben. Der größte Bundesgenosse des Islam ist hier die Eifersucht der einzelnen Mächte. Wie sehr hat man sich nicht über die Festsetzung Englands in Aegypten ereifert, was für Vorwürfe sind Frankreich nicht gemacht worden wegen Tunis, wie argwöhnisch betrachtet man nicht Spanien und Italien wegen ihrer Absichten auf Marokko und Tripolis! Wäre es denn nicht ein überaus großes Glück für uns Alle, wenn die genannten Reiche jene Länder behielten oder besetzten und der Barbarei, unter der sie jetzt schmachten, entrissen? Ist es nicht die höchste Schmach für ganz Europa, daß in Marokko z. B. außer den großen Städten an der Küste sich kein Europäer sehen lassen darf, ohne sich den größten Gefahren auszusetzen? Daß ein maurischer Bube, wie wir früher sahen, einen armen alten Juden unter dem Beifall der Menge beschimpfen kann, daß man letzteren tritt und ihm nachspuckt, weil er nicht schnell genug sich der Schuhe entledigt, um barfuß an einer Moschee vorüberzugehen, und daß er nur durch die Flucht sich dem ihm dafür drohenden Tode entziehen kann? Das sind die Gegenden, für die einstens Europäer ihr Blut eingesetzt haben, um sie der alten Cultur zu gewinnen, und aus denen sie reiche und glückliche Länder gemacht haben. Der Fuß des Arabers und des Türken hat dort Alles zertreten und nur Ruinen der alten herrlichen Vergangenheit hinterlassen; darum ist auch das Recht, das die europäische Civilisation auf jene Länder sich erworben hatte, durch Nichts verjährt. Zudem leben ja auch die dortigen Muselmänner nach ihrem eignen heiligen Buche mit uns, den „Ungläubigen", nicht im Frieden, sondern bloß im Waffenstillstand und dürfen sich also gewiß nicht beklagen, wenn Europa nun einmal seinerseits zu dauernden friedlichen Verhältnissen dort zu kommen sucht. Hat denn aber England ein Recht, Spanien von dem ihm gegenüberliegenden Marokko abzuhalten, nachdem es selbst Aegypten besetzt hat? Und warum will Frankreich Italien in dem ihm so nahe benachbarten Tripolis nicht dulden, da es selbst Algerien und Tunesien besitzt? Hoffentlich wird das Beispiel des mächtigen deutschen Reiches, das noch vor wenigen Jahren Nichts dagegen zu erinnern hatte, daß Frankreich Tunis okkupirte, und das gewiß auch bereitwillig die beiden andern genannten Länder in die Hände zweier Mittelmeerstaaten wird kommen lassen, dahin führen, daß endlich jene jammervolle Eifersucht das-

jenige nicht mehr verhindert, was im höchsten Grade im Interesse von ganz Europa liegt.

Von überaus großer Wichtigkeit für die Civilisirung Afrikas könnte Abessynien sein. Dieses Land, etwa 7000 □Meilen groß mit gegen fünf Millionen Einwohner, wäre längst von unermeßlicher Bedeutung für die Civilisation Afrikas geworden, wenn es nicht unseliger Weise durch seine Trennung von der alten Kirche jener Starrheit und geistigen Unfruchtbarkeit anheimgefallen wäre, die ein hervorragendes Kennzeichen der alten morgenländischen Sekten sind. Seine wunderbare Lage, ein bis über 5000 Meter hinansteigendes Bergland, steil sich nach allen Seiten hin aus der Ebene erhebend, sozusagen eine großartige Bergfestung darstellend, und ein kräftiger Menschenschlag, der durch seine immerhin viel höhere Cultur den umwohnenden heidnischen und mohammedanischen Völkern überlegen war, sicherten ihm bisher seine Unabhängigkeit. Das war aber auch Alles. Wäre das Christenthum in Abessynien lebenskräftig geblieben, und hätte dieses Land in Folge dessen sorgsam seine Verbindung mit den christlichen Ländern gepflegt, so hätte von hier aus schon in ältesten Zeiten die Christianisirung Central-Afrikas in's Werk gesetzt werden können.

Aber noch immer hat Abessynien seine Wichtigkeit für die Zukunft Afrikas behalten. Gelingt es dem Mohammedanismus, auch dieses Land zu vergewaltigen, dann wird dies ein furchtbarer Schlag sein für alle Bemühungen, die auf eine Besserung der afrikanischen Verhältnisse abzielen. Würde Abessynien aber jetzt in den Kreis europäischer Bildung hineingezogen und unter eine kräftige organisatorische Hand gestellt, dann wäre es sofort ein kräftiger Bundesgenosse gegen die so sehr drohende Weiterverbreitung des Mahdistischen Mohammedanismus nach den Nilseen zu und könnte für die Civilisation Afrikas jetzt noch gar nicht abzusehende Dienste leisten. Was ja die Arbeit in ihrem Dienste in Afrika so sehr erschwert, das ist das Europäern so lästige und gefährliche Klima und die Schwierigkeit, sich an dasselbe zu gewöhnen. Würde aber Abessynien im Bunde mit den europäischen Mächten den Uebergriffen des Araberthums in Afrika entgegentreten, dann würde es nebstdem, daß es seine eigne Existenz sicherte, allen civilisatorischen Bestrebungen für Ost- und Central-Afrika eine überaus wichtige und kräftige

Unterstützung gewähren können. Allerdings befindet sich das Abessynien von heute in einem trostlosen Zustand der Schwächung und des Zerfalles. Das unter Kaiser Theodorus ganz geeinte und dadurch so mächtige Reich löst sich auf, da Provinz gegen Provinz kämpft und innerhalb der einzelnen Provinzen hinwiederum eine Menge hervorragender Häuptlinge, die ganz nach mittelalterlicher Art in ihren Burgen sich unabhängig dünken, an Nichts weniger denken als an Unterordnung unter die Gewalt des Negus, oder der einzelnen Fürsten und Statthalter.

Würde es also einer europäischen Macht gelingen, in Abessynien festen Fuß zu fassen und, ohne es seiner Selbstständigkeit zu berauben, ein kräftiges Protektorat dort herzustellen, so ließe sich allerdings gewiß nicht sofort, aber unter kluger und reservirter Führung doch in entsprechender Zeit von diesem Lande gar Vieles hoffen.

Darum mußte gleich von Anbeginn an, da Italien sich bemühte, in Abessynien Einfluß zu gewinnen, Jeder, dem es nicht gleichgültig ist, was aus dem für Europa so wichtigen dunkeln Welttheil einstens werde, jenes Auftreten von ganzem Herzen willkommen heißen. Eben deßhalb aber ist es kaum zu begreifen, wie jenes italienische Unternehmen vielfach so geringem Verständniß in europäischen Kreisen begegnete. Daß man in Frankreich jeden Fortschritt der italienischen Macht auch an dieser Stelle Afrikas mit Mißtrauen und Neid betrachtet, ist ja leicht begreiflich. Aber auch in ganz andern als französischen Kreisen gehörte es eine Zeitlang wie zum guten Ton, die Massawah-Expedition als eine große Thorheit hinzustellen; jede unglückliche Nachricht von dort wurde in diesem Sinne commentirt und mit Ungeduld erwartete man den Augenblick, in dem die Italiener sich von der afrikanischen Küste zurückziehen würden. Man vergißt ganz dabei, daß eine andere große Macht in den letzten Jahren, so viel sie nur aus weiter Entfernung es vermochte, Abessynien sich auffallend wohlwollend erzeigt hat: es ist Rußland, das dort zahlreiche Verbindungen unterhält und namentlich darauf ausgeht, das abessynische Christenthum mit dem orthodox-russischen zu verschmelzen. So reichen sich in Abessynien Frankreich und Rußland allerdings aus ganz verschiedenen Gründen die Hände im Bunde gegen das von Italien Unternommene. Um so mehr aber können wir den Italienern nur aus Herzensgrund wünschen, daß es ihm

gelingen möge, nicht bloß in Massawah dauernd sich festzusetzen, sondern von dort aus sich diejenige Stellung in Abessynien zu erringen, die Frankreich etwa in Tunesien und England in Aegypten gewonnen hat. Wie die Verhältnisse in Afrika einmal liegen, wird, mag diese Behauptung immerhin paradox klingen, der Todfeind Europa's, der Islam, augenblicklich nirgendwo dort nachhaltiger und folgereicher bekämpft werden können, als gerade in Abessynien.

Mag Italien noch so wenig daran denken, in Massawah und weiter westwärts ideale Ziele zu verfolgen und am wenigsten die Förderung christlicher Zwecke im Auge haben, mag es lediglich ihm darum zu thun sein, den von allen Seiten constatirten, von den Eingebornen so wenig verwertheten natürlichen Reichthum des Landes sich zu Nutzen zu machen, dem Handel dieses weite Gebiet zu erschließen oder auch dort, wo in den höher gelegenen großen Landstrichen ein dem italienischen ganz verwandtes Klima herrscht und wo also vor allen andern afrikanischen Ländern alle Bedingungen des Gedeihens europäischer Colonisation gegeben sind, seine Colonisten anzusiedeln, — das Alles kann unser Urtheil über das Verhalten Italiens zu Abessynien nicht ändern. De internis non judicat praetor. Uns muß es im höchsten Grade erwünscht sein, daß eine starke europäische Macht in Abessynien geordnete Verhältnisse herstellt, und darum können wir nur von ganzem Herzen wünschen, daß Italien sich möglichst nachhaltig und bleibend in Abessynien festsetze. Gelingt es ihm, das Protektorat über Abessynien zu erlangen, dann wird es von selbst dazu genöthigt sein, zur Behauptung desselben in der richtigen Weise für die geistigen Interessen einzutreten und dann wird Abessynien durch die Consequenz der Thatsachen bald eine feste Vormauer gegen den Ansturm des Islam sein.

Außer Italien wünscht seit geraumer Zeit schon auch Rußland, sich in Abessynien festzusetzen. Das würde aber im Interesse dieses Landes selbst wie in dem der künftigen Gestaltung Afrika's sehr zu beklagen sein.

Man vergegenwärtige sich nur einmal, welchen Einfluß auf die afrikanischen Verhältnisse Rußland mit einem Schlage durch eine enge Verbindung mit Abessynien erlangen würde. Es ist bei den traurigen Zuständen des Christenthums im letzteren Lande, wogegen russische „Orthodoxie" Nichts vermögen wird und bei der

daselbst herrschenden Abneigung gegen diejenigen Mächte, die bisher dort Einfluß zu erlangen gesucht hatten, gar nicht zu bezweifeln, daß eine russisch-abessynische Verbindung eine eben so enge als dauernde werden wird. Die abessynische Priesterschaft ist, mit ihrem Abuna an der Spitze, jetzt schon ganz für eine kirchliche Vereinigung mit Rußland gestimmt, welches seinerseits sich an den abessynischen Monophysitismus gar nicht zu stoßen, sondern die abessynische Kirche als „orthodox" anzunehmen scheint. In politischer Beziehung aber wird man dem Negus von Abessynien leicht einreden können, daß er von dem so weit entfernten Rußland nur Schutz und Hülfe zu erwarten habe, während Italien, England, Deutschland wegen ihrer Pläne auf Afrika ihm und seiner Selbständigkeit höchst gefährlich seien. Gelänge es Rußland, seine Wünsche in Abessynien durchzuführen, so würde bald aus dem verbündeten Lande eine Art russischer Provinz werden. Und mit der Macht, die ein unter russischem Einfluß stehendes und nach russischer Art gezogenes Abessynien entwickeln könnte, würde es Rußland gar nicht schwer werden, am rothen Meere eine dominirende Stellung einzunehmen, und auf die Gestaltung der afrikanischen Verhältnisse einen ungeahnten Einfluß auszuüben.

Dazu würde, wie die Dinge einmal liegen, Niemand ihm kräftiger zu helfen geneigt sein, als Frankreich, das ja den Italienern ihre dortige Stellung schon längst mißgönnt und das auch ohne Zweifel den russischen Einfluß in Afrika unvergleichlich lieber sehen wird, als einen englisch-italienisch-deutschen.

Zur Illustration der in Abessynien sich vorbereitenden Verwickelungen möge die folgende, der „Köln. Volkszeitung" vom 17. Januar d. J. entlehnte Notiz dienen.

„Der freie Kosak Atschinoff und seine Russen. Die französische Regierung übersandte dem Gouverneur von Obok Verwaltungs-Maßregeln, nach welchen derselbe ermächtigt wird, keinerlei bewaffnete Haufen landen zu lassen. Hiermit vergleiche man die Nachricht der Agenzia Stefani aus Suakim, wonach die russische Mission unter Führung Atschinoff's am Montag die Reise von dort nach Obok fortsetzte und auf allen Stationen von den französischen Consuln offiziell begrüßt wurde. Die nach Obok gerichtete Verfügung kann sich nun auf nichts anderes beziehen als

auf jene Russen; haben aber die französischen Consuln, wie jetzt verrathen wird, die Russen begrüßt, so ist die erwähnte Verfügung nichts als Spiegelfechterei. Die Russen, Frankreichs beste Freunde, werden auch zweifelsohne in Obok landen, denn die ganze Mission hat ja „nur einen religiösen Charakter" und will auch in Abessynien weiter nichts als Fühlung mit den dortigen Christen suchen. Der Gouverneur ist also „völlig entlastet", wenn er sie landen läßt. Man wird sich der Geflissentlichkeit noch erinnern, mit welcher aus Odessa gemeldet wurde, das Schiff mit dem für die erwähnte „Mission" bestimmten Gepäck habe auf Befehl der russischen Regierung wieder lichtern müssen. Auf demselben befanden sich Gewehre und Kanonen. Der Lloyddampfer Amphitrite, welcher die Russen jetzt nach ihrem Bestimmungsorte bringt, hat, so viel bekannt, dergleichen Ausrüstungsstücke für die „Mission" nicht an Bord. Hinter diesem Dampfer her fährt das italienische Kanonenboot Barbarigo, welches dem Capitän des Lloyddampfers bereits Kenntniß davon gegeben hat, „daß es eine Landung der Russen auf italienischem Colonialgebiet hindern werde."

Der neuesten Meldung des „Standard" aus Suakim zufolge besteht aber die „russische Mission", die sich auf dem österreichischen Dampfer „Amphitrite" in Port Said nach Obock eingeschifft hat, aus 146 Mann, darunter ein Bischof, zehn Priester, zwanzig Offiziere und eine Anzahl „Handwerker" von verdächtig kriegerischem Aussehen. Die Mission habe angeblich einen religiösen Charakter, die Oberleitung habe der Erzbischof Paissy, während thatsächlich General Nicolajew den Oberbefehl führe. Der „freie Kosak" Aschinow wird in diesem Bericht nicht erwähnt, er wird also wahrscheinlich auch unter die „Handwerker" gegangen sein. Die Gesellschaft habe das italienische Massawah gemieden, obgleich dort für sie eine Summe von 2000 Pfund eingetroffen sei.

Wir bemerken nur zu diesen Nachrichten, die wirklich „tief blicken lassen", daß Rußland die Fühlung mit den Christen Abessyniens nicht erst zu suchen braucht, sondern daß es sie längst hat, und daß wir große Ueberraschungen zu erwarten haben, wenn nicht den russisch-französischen Machinationen in Abessynien energisch begegnet wird.

Ein furchtbarer Schlag für alle diejenigen, die auf eine bessere

Zukunft für Afrika durch Eindämmung der mohammedanischen Ueberfluthung hoffen, war ohne Zweifel die Eroberung der ägyptischen Sudanprovinzen durch den Mahdi. Dadurch sind bedeutende Länder, die im Begriffe standen, Europa sich vollständig zu eröffnen, hermetisch wieder verschlossen worden, und was an wahrem Fortschritt dort schon vorhanden war, ist gründlich ausgerottet worden. Zugleich aber hat die Macht des ganzen Mohammedanismus, der eine stehende Gefahr für Europa ist, dadurch gewaltig zugenommen, und für ihn bedeutet jede Zunahme an Macht auch Zunahme an Fanatismus. Ganz unbegreiflich ist es, wie England, welches hier doch am meisten interessirt und engagirt war, es zugeben konnte, daß der Sudan Aegypten und damit auch Europa entrissen und in die alte Barbarei zurückgestürzt werden konnte. Hätte man den tapfern Oberst Gordon zur rechten Zeit unterstützt, so wäre Chartum mit der Gegend nilabwärts wenigstens ganz gewiß zu erhalten gewesen und dann wäre es heute wahrscheinlich mit der Herrschaft des Mahdi zu Ende. Hätte England nur die Hälfte der Kosten, die ihm die Besetzung von Suakim seit dem Verluste des Sudan verursacht, zu einer energischen Action gegen den Mahdi verwendet, so stände es gewiß nun anders. Umsomehr aber wird jetzt das Versäumte nachzuholen Pflicht sein, damit die mahdistische Herrschaft sich nicht im Sudan festsetze und, was dann nicht ausbleiben wird, Aegypten fortwährend bedrohe und die weitern Gegenden nordwärts von den Nilseen überfluthe.

So wichtig es zur Zeit gewesen wäre, den Vorkämpfer europäischer Interessen gegen den mohammedanischen Fanatismus in Chartum nicht elend zu Grunde gehen zu lassen, ebenso folgenreich wäre eine energische Unterstützung des in letzter Zeit vielgenannten Dr. Emin Pascha gewesen, der im Süden des mahdistischen Reichs den Rest der ehemaligen sudanesischen Provinzen Aegyptens gegen den Mahdi vertheidigt hat und, wir wollen es hoffen, noch immer vertheidigt. Auch hier haben diejenigen, die als Protektoren Aegyptens ihm zunächst zu helfen berufen waren, die Engländer, einen Helden im Stich gelassen, der auch für sie gekämpft hat und dessen Sieg unendlich mehr werth gewesen wäre als das Geld, das man zu seiner Unterstützung verwendet hätte.

Sollte er noch seine Stellung behauptet haben, so ergäbe sich

für die europäischen Mächte die heilige Pflicht, auf jede mögliche Weise zu seinem endlichen Siege beizutragen. Sein Sieg aber würde, falls Aegypten nur in etwa thatkräftig dann wieder gegen den Nachfolger des Mahdi vorginge, gleichbedeutend sein mit des Letztern nahem Sturze.

Fällt Emin Pascha aber, dann ist zu erwarten, daß seine Sieger aus den von ihm bisher okkupirten Ländern sich über die vorhin bezeichneten Gegenden zwischen den Nilseen und Gondokoro werfen, die dortige, zum Theil noch heidnische Bevölkerung „bekehren" und dann das ostafrikanische Schutzgebiet bedrohen.

Zum Schutze Afrikas gegen das Araberthum wird nun aber auch ohne Zweifel die Festhaltung und Colonisirung eben dieses vom deutschen Reiche unter seinen Schutz genommenen ostafrikanischen Gebietes von dem größten Werthe sein. Letzteres hat wirklich in dieser Hinsicht eine providentielle Lage: hier hat sich der Islam von der Küste aus von Alters her verbreitet, aber doch bis jetzt nur den kleineren Theil der Bevölkerung gewonnen; allerdings drängt er jetzt, nachdem die großen, den Norden des Schutzgebietes begrenzenden Nilseen ihm zugänglich geworden sind, mit Macht auch von den Sudanländern aus herein, aber auch hier ist er noch keineswegs zu einem durchschlagenden Erfolg gekommen. Wird es Deutschland nun gelingen, was ganz gewiß nach Lage der Verhältnisse gar nicht schwer sein wird, sich das Vertrauen der noch nicht vom Islam unterworfenen, aber von ihm bisher hart bedrängten eingebornen Stämme zu gewinnen und dieselben durch die Mittel einer vorsichtig und klug fortschreitenden Civilisation aus ihrem bisherigen sittlichen Elend herauszuziehen, dann wird es an ihnen die besten Bundesgenossen gegen das Araberthum finden. Dann allerdings stünden die Dinge recht schlimm, ja hoffnungslos dort, wenn die Araber es vermocht hätten, die heidnischen Schwarzen in ihren Aufstand gegen die Europäer hineinzuziehen. Gewiß kämpfen wohl Tausende von Negern in den Reihen der Araber: das sind aber eben nur die Sklaven, über die sie gebieten, die selbst den Islam, wenn auch nur in seiner oberflächlichsten Form, angenommen haben und aus denen auch die Mannschaften für bit Sklavejagden rekrutirt werden. Der Aufstand ist an der Küste entbrannt und dort haben die Araber die Stützpunkte ihrer Macht.

Ganz undenkbar ist es aber, daß freie und nicht halb oder ganz mohammedanische Stämme ihren Peinigern und Verfolgern sich im Kampfe gegen die Deutschen angeschlossen haben sollten.

Darum kann auch gar nicht bezweifelt werden, daß der Aufstand an der Suaheli-Küste ein Werk der Sklavenhändler ist, die durch ihren Reichthum, ihren Einfluß und ihre Verbindungen in jener Gegend alle Macht bisher in Händen hatten. Der Sklavenhandel an dieser Küste hatte, nachdem er an der Westküste Afrikas durch das energische Einschreiten Englands unterdrückt war, einen ungeheuren Aufschwung genommen; wenn allein der Sultan von Sansibar noch vor zwei Jahrzehnten aus den Sklavenmärkten seiner Hauptstadt eine Einnahme von jährlich 50,000 Kronenthalern bezog[1]), so kann man leicht ermessen, welche Summen durch dieses schmachvollste Geschäft in die Hände der dasselbe vermittelnden Händler geflossen sein mögen.

Endlich wollten denn doch die Engländer solcher Sache nicht mehr länger ruhig zusehen, und als diplomatische Verhandlungen Nichts halfen, schickten sie im Jahre 1872 Sir Bartle Frere mit einem Geschwader nach Sansibar, der nun vom Sultan einen Vertrag bezüglich der Abschaffung des Sklavenhandels erzwang. Dies hatte die Wirkung, daß der Sklavenmarkt in Sansibar selbst wohl aufhörte; an der Küste aber nahm das schmähliche Unwesen um so mehr seinen Fortgang.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen die Araber, nachdem sie der energischen Forderung der Engländer schon hatten nachgeben müssen, nun auf einmal 18 Jahre später eine andere europäische Macht herankommen sahen, welche sich an der als un-

---

[1]) Die eigentlichen Sklavenjäger verkauften oder vertauschten die bis zur Küste Transportirten sehr billig. Als Tauschwaare nahmen sie am liebsten Munition: für 5 Pfd. Pulver gaben sie einen Sklaven, für ein Gewehr ihrer zwei her. Die Händler, die die Sklaven erkauften, verkauften sie dann an die Besitzer der Sklavenfahrzeuge schon für 4—5 Dollars, während diese dagegen auf dem Sklavenmarkt in Sansibar 12—15 Dollars daraus erzielten. Im Jahre 1866 brachte dieser Markt an Abgaben, die von der Menschenwaare erhoben wurden, genau 52,688 Maria Theresienthaler ein, zwischen 1862 bis 1867 wurden aus den Sansibar'schen Häfen zusammen 97,263 Sklaven verschifft!

antastbares Eigenthum betrachteten Küste niederließ und von welcher sie bald merkten, daß sie auf dem Festlande fortsetzen werde, was England auf der Insel angefangen hatte. Die Aussicht auf völlige Unterdrückung des Menschenhandels war es, was nunmehr die Araber zum Aufstande trieb, nicht aber dieses oder jenes ihnen mißfallende Vorgehen. Das geht am besten daraus hervor, daß sie lange schon vor dem Uebergange der Verwaltung des Küstenstrichs an die Deutschen Alles aufgeboten haben, um die Negerfürsten gegen die Weißen aufzuhetzen und um für die nöthige Kriegs-Munition zu sorgen.

Ein klassisches Zeugniß hierfür findet sich im Jahrgang 1888 der bei Herder in Freiburg erscheinenden vortrefflichen Zeitschrift: ‚Die katholischen Missionen'. Hier wird in Nr. 12 ein Brief des Apostolischen Vikars der Centralafrikanischen Mission, Herrn Livinhac's, mitgetheilt, der im April des vorigen Jahres über die dortigen Verhältnisse berichtet.

Zuerst wird erzählt, daß der König von Uganda, Mwanga, dessen Vorgänger zuletzt zum Mohammedanismus übergegangen war, in jener Zeit sehr aufgeregt worden sei durch Briefe des Sultans von Sansibar, in welchen für den anglikanischen Missionar in Uganda, Makay, sowie für die französischen Glaubensboten die Freiheit verlangt wurde, lehren oder sich fortbegeben zu dürfen. „Der König Mwanga wurde von Arabern aus Aegypten oder Sansibar, die hier eine wahre Landplage sind, verhetzt. Er glaubte sich verletzt und von allen europäischen Mächten bedroht." Herr Makay zog sich zurück, während der französische Missionar P. Lourdel den Schlüssel seines Hauses in Verwahrung nahm.

Gegen Ende 1887 langte der Nachfolger des 1886 ermordeten englischen Bischofs Hannington mit 5 Missionaren im Süden des Nyanzasees ein und meldete sich dem Könige zur Audienz. P. Lourdel wohnte derselben bei und schrieb unter dem 17. Januar 1888 in sein Tagebuch: „Ich besuchte den König. Der englische Missionar, Herr Gordon, kam während der Audienz. Er überreichte einen Brief sammt Geschenk Namens des anglikanischen Bischofs Parker" . . . P. Lourdel wurde beauftragt, den Brief zu übersetzen. Als dies geschehen war, und der König vernommen hatte, daß die Missionare nicht kämen, um den Mord Hannington's zu rächen,

sondern nur, um die Unterthanen des Königs im Gesetze Gottes zu unterrichten, rief Katikiro, der mächtige Minister Mwanga's, aus: „Sie geben vor, zu kommen, um uns Gott kennen zu lehren. Aber den kennen wir schon längst! Haben sie uns einen neuen Gott zu offenbaren? Was wir wollen, sind schöne Dinge, Flinten und Pulver. Wenn sie also kommen wollen, sollen sie 1000 Fässer Pulver und 1000 Gewehre mitbringen." Fünf Tage nachher, nachdem der König sich mit den Zauberern, den Vornehmen und den Arabern berathen hatte, beschied er den anglikanischen Missionar wieder zu sich. „Mwanga erlaubte den Engländern, in denen er sonst seine Feinde sieht, in's Land zu kommen. Das mag befremden. Allein es ging das Gerücht, wenn er die Aufnahme verweigere, würden die Engländer den Arabern, welche Gewehre und Munition in das Land Mwanga's bringen, den Weg verlegen." In dieser Audienz wurde der Brief Parker's nochmals verlesen.

„Unterdessen verbreiteten sich Gerüchte von Aegypten oder Sansibar aus, die europäischen Mächte hätten sich geeinigt, das ganze Land der Schwarzen zu besetzen. Gerade als der König davon Kunde erhielt, wollte Herr Gordon jenen Brief zum dritten Mal verlesen; allein jetzt war Mwanga am wenigsten in der Stimmung, ihn anzuhören. Herr Gordon ahnte nicht, was vorgefallen war. Als er daher zu lesen begann, hielt Mwanga nicht länger an sich. „Wenn du so zu mir sprichst," sagte er in stolzem, herausfordernden Tone, „erkläre ich dir, daß du mein Kriegsgefangener bist. Wenn die Engländer mich angreifen oder die Waaren an der Küste aufhalten, wirst du der Erste sein, den ich tödte."

Livinhac fügt dann gegen Ende seines Berichtes die folgenden Bemerkungen hinzu:

„Das größte Unheil aber kommt von den Sklavenhändlern. In großer Zahl sind sie nach dem Nyanzasee zu gezogen. Haben sie irgend welche Eroberung vor? Man könnte das glauben. Thatsache ist, daß sie alles aufbieten, um die Weißen recht verhaßt zu machen. Das erste, was Europäer thun müssen, die hier kolonisiren wollen, ist, das arabische Element und die Mungwana fernzuhalten. Zu diesem Zwecke müßte man ihnen den Handel unmöglich machen und strengstens jede Einfuhr von Flinten und Pulver verbieten.

Augenblicklich ist eine erstaunliche Anzahl Feuerwaffen in Händen der Neger, in Buganda allein mehrere Tausend von demselben System. Das erklärt den Stolz des Mwanga. Noch einige Zeit so fort, und die Weißen werden in Afrika nicht mehr reisen können ohne Aufbietung einer wohlbewaffneten Armee. Das ist auch der Grund des stets wachsenden Sklavenhandels. Der Schaden, den die Sklavenhändler im Innern anrichten, ist unberechenbar. Wie ist Europa doch gleichgiltig oder blind!"

Im Kampfe gegen die Araber im ostafrikanischen Schutzgebiet war ohne Zweifel die wichtigste und unerläßlichste Maßregel die schon ergriffene der Blokade. Dieselbe ist aber für die augenblicklichen Verhältnisse weit wichtiger mit Bezug auf die Verhinderung der Einführung von Munition, als auf die Unterdrückung des Sklavenhandels. Da aber im Norden an unser Gebiet das Land der mohammedanischen Galla und Somali grenzt, so wird, wenn die Blokade ihren rechten Erfolg haben soll, auch die Somali-Küste davon betroffen werden müssen, da sonst von dorten aus für die Einfuhr des nächst dem Gelde zum Kriegführen Wichtigsten gesorgt werden wird. Die Blokade ist daher von großer Wichtigkeit, wenn sie nur strenge gehandhabt und lange genug fortgesetzt wird. Es ist dringend zu wünschen, daß auch nach ihrem Aufhören die Einführung von Munition an der ostafrikanischen Küste möglichst verhindert werde.

Als Küstenbewohner und als Handelsleute werden die Suaheli voraussichtlich bald schon einsehen, daß sie gegen solche Mächte, wie die gegenwärtig ihre Küste blokirenden Nichts vermögen. Diese Blokade räumt natürlich mit ihrem ganzen Handel auf, und so wird der Eigennutz schließlich wohl über ihren Haß gegen die „ungläubigen" Weißen die Oberhand gewinnen.

Nachdem die Blokade entsprechende Zeit hindurch ihre Wirkung gethan haben wird, dürfte dann wohl zur Okkupation des Landes übergegangen werden können. Wenn wir uns gestatten sollen, eine unmaßgebliche Meinung in Bezug hierauf auszusprechen, so scheint vor Allem nicht die möglichst baldige Okkupirung der ganzen Küste nothwendig zu sein, sondern zunächst die definitive Festsetzung an einigen gut gelegenen Punkten des nördlichen Theiles derselben, um von hier aus thunlichst bald eine sichere Verbindung mit dem großen Nilsee Ukerewe (Victoria Nyanza) herzustellen. Dadurch gelangt

man dazu, das deutsche Gebiet gegen Norden sicher zu stellen, insofern dadurch die Verbindung der Araber des Schutzgebietes mit den höher hinauf wohnenden mohammedanischen Stämmen unterbrochen würde. Zugleich aber würde damit auch der überaus wichtige Zugang zu der ganzen Landschaft der großen Seen eröffnet, wo ja deutsche, englische und französische Missionare schon mit glücklichem Erfolg vielversprechende Niederlassungen gegründet haben; diese sind jetzt allerdings auch schon durch die Araber schwer bedroht. Würde aber die deutsche Macht auf jenen Seen, die für die Zukunft Afrika's nach unserer Ansicht einmal überaus wichtig werden können[1]), durch einige kleine Kriegsdampfer sich Respekt verschaffen und würden in richtiger Weise die dort wohnenden Negerstämme zum Kampf gegen die Araber, von denen dieselben schon so Furchtbares zu leiden hatten, unterstützt, so würde die Macht der Araber dort bald gebrochen und dadurch ohne Zweifel im Interesse der Bekämpfung der Sklaverei ein großer Fortschritt vollzogen sein, da jene Gegenden gerade jetzt ganz besonders zur Beschaffung von Sklaven ausersehen worden sind.

Endlich dürfte dies auch in Bezug auf materielle Interessen von durchschlagendster Bedeutung sein, insofern die Gegenden um die beiden großen Nilseen und an dem von ihnen her viel leichter,

---

[1]) Wir glauben die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß kein Bezirk Afrika's für die Zukunft in handelspolitischer Hinsicht wichtiger sein wird, als gerade das Land der großen Seen. Der Tanganijka, der im Westen das deutsche Schutzgebiet begrenzt, hat eine Länge von ca. 90 geographischen Meilen. Westlich von ihm finden sich ganz nahe die Quellen des Congo. Der nur etwa 20 Meilen vom Tanganijka nordwärts gelegene Viktoria Nyanza, gegen 50 Meilen lang und 30 Meilen breit, ist eines jener wichtigen Binnenmeere, aus denen der Nil seine Wassermasse erhält. Südlich aber stößt das Schutzgebiet an das nördliche Ende des in einer Länge von wenigstens 60 Meilen sich nach Süden erstreckenden Nyassa-See's. Aus ihm entspringt der Schirefluß und dieser mündet in den Sambesi, sodaß also auch südlich eine vielleicht einmal sehr wichtig werdende Wasserstraße sich findet. Gewiß steht die Benutzung solcher Verbindungen noch in großer Ferne; aber es ist doch nicht zu läugnen, daß wenigstens Möglichkeiten vorhanden sind, die einstens in unerwartet großartiger Weise ihrer Verwirklichung entgegengehen können. Wir möchten ein anderes Land, das europäischer Cultur noch harret, genannt wissen, in welchem sich gleiche Aussichten für Eröffnung großartiger Verkehrswege darbieten.

als von der Küste aus zu erreichenden nicht weniger wichtigen Tanganjika nach allen Berichten der Afrika-Forscher zu den bevölkertsten und an Naturprodukten mannigfacher Art reichsten des ganzen Continents gehören. Auch sollen gerade diese Gegenden, die fruchtbar und wasserreich sind, deßhalb und wegen ihrer Höhenlage unvergleichlich geeigneter zur Colonisation sein, als die sumpfigen und ungesunden Küstenstriche.

Nach Anlegung jener möglichst zu sichernden Verbindung würde erst und zwar von zwei Seiten her, von Norden und von Osten, das deutsche Schutzgebiet der Civilisation zu gewinnen sein.

Endlich wird möglichst dafür Sorge zu tragen sein, daß in Centralafrika eine Verbindung zwischen den Nilseen und dem neuen Congoreiche hergestellt wird. Gelingt dies, so würde mit diesem in handelspolitischer Hinsicht nicht hoch genug anzuschlagenden Fortschritt auch dasjenige geschehen sein, was am nachhaltigsten wohl dem dortigen Vordringen des Mohammedanismus entgegenwirken könnte. Wie wir früher schon sahen, gibt es südlich der Sahara eine Reihe mohammedanischer Reiche, aber dieselben sind nur durch die Uebermacht der Feuerwaffen gegenüber den wehrlosen Negervölkern mächtig, und befehden sich dabei unter einander vielfach. Jene große Handelsstraße würde es mit sich bringen, daß die nördlich derselben wohnenden Negerstämme in vielfache Beziehungen zu Europäern träten, und dadurch ließe sich schon erwarten, daß sie eher als andere centralafrikanische Völker aus ihrem wilden Zustande sich befreien lassen würden; jedenfalls würden sie durch diese Berührung mit der europäischen Civilisation nach und nach vor den Waffen ihrer bisherigen Bedränger sich nicht mehr zu fürchten haben und würden dann von selbst bei weitem widerstandsfähiger werden.

Vielleicht wird Mancher diesen Gedanken als eine wohlgemeinte utopistische Idee belächeln. Er wird dies allerdings wohl sein, wenn das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet aufgegeben würde und wenn der Congostaat zusammenbräche. Wird Beides aber nicht der Fall sein, so glauben wir bei der ungemein großen Wichtigkeit, die eine solche Verbindung alsbald erlangen würde und bei dem Reichthum der heutigen Verkehrsmittel, daß eine solche Verbindung schon erstehen wird, bevor 10 Jahre verflossen sind. Die erste und wichtigste Bedingung der Herstellung eines solchen Handelsweges durch

ein Hunderte von Meilen weites Gebiet [1]) ist gegeben, ein großer Fluß, der als wichtiges Verkehrsmittel sich benutzen läßt. Es ist dies der Congo. Nach dem Werke: „Der Congo und die Gründung des Congostaates von Stanley, (Leipzig Brockhaus 1887)" beigegebenen Karte von Centralafrika fließt vom Westen hier in den Tanganijkasee ein Fluß Rupomba, dessen Quelle sich in dem den See westwärts umgebenden Goln-Gebirge findet. Ganz nahe dabei aber entspringt der mächtige Luassa-Strom, der nach einem langen Laufe in den Congo mündet. Gewiß bieten die Flüsse in Afrika der Schifffahrt außerordentlich viele Schwierigkeiten und Hindernisse dar; trotzdem gewähren sie immerhin, wenn sie auch nur in Kanoe's zu befahren sind, eine überaus wichtige Erleichterung der Reise, wenn man an die überaus großen Schwierigkeiten und Hindernisse einer afrikanischen Landreise denkt.

Anderseits liegt nördlich der große Mwutan-See (auch Albert Nyanza) [2]) nach derselben Karte nur etwa einen halben Breitegrad von der Quelle eines anderen großen Nebenflusses des Congo entfernt, der in der Nähe der Stanley-Fälle-Station in den Riesenstrom mündet.

Vergleicht man nun diese Karte mit denjenigen, die nach den ersten Reisen Stanley's entworfen worden, dann sieht man, welch' ungeheuren Fortschritt die Befahrung und Kenntniß des Congo in wenigen Jahren gemacht haben.

In Bezug auf das nach Sicherung der nördlichen Grenze der ostafrikanischen Schutzgebiete in's Auge zu Fassende wird die schwierigste Aufgabe hier wohl die sein, die richtige Behandlung der dort wohnenden Mohammedaner zu finden.

Man hat vielfach seitens der Gegner der Deutschostafrikanischen Unternehmung in jüngster Zeit behauptet, ihre Festhaltung und Durchführung werde schließlich zu einem Religionskriege zwischen Kreuz und Halbmond führen, besonders da diejenigen, die nicht im Interesse des Handels, sondern vielmehr in demjenigen der christlichen Civilisation gegenwärtig für jene Sache eintreten, im Herzen an

[1]) In direkter Linie liegt das westliche Ufer des Tanganijka-See's von dem atlantischen Ozean etwa 17 Breitegrade, also 255 geographische Meilen entfernt.

[2]) Das Nordende dieses See's liegt von Gondokoro, wo der Nil schon für größere Fahrzeuge schiffbar wird, nur um etwa $2^1/_2$ Breitegrade entfernt.

ein gewaltsames Vorgehen gegen den dort herrschenden Islam dächten. Wir wüßten auf eine solche Insinuation keine bessere Antwort zu geben, als dasjenige mitzutheilen, was vor einigen Jahren, als noch nicht an die jetzige ostafrikanische Frage gedacht wurde, Cardinal Lavigerie über das Vorgehen gegen den unter europäischer Schutzherrschaft befindlichen Mohammedanismus vom christlichen Standpunkte aus geschrieben. Er hatte dabei Algerien und Tunesien im Auge, aber die dortigen Verhältnisse sind den für das deutsche Schutzgebiet in Zukunft sich ergebenden ganz ähnlich, und wir zweifeln nicht, daß seine Worte allen deutschen Christen ohne Unterschied, die sich für die Missionirung Afrikas begeistern, aus dem Herzen gesprochen sein werden. In dem schon wiederholt angeführten Schreiben an den Generalvorstand des Xaverius-Vereins in Lyon vom Jahre 1885 sagt der Cardinal, nachdem er auf die alte katholische Vergangenheit Nordafrika's hingewiesen, das Folgende:

„Der Einfluß dieser alten Ueberlieferungen und das furchtbare Joch der Araber und Türken, welches seit so vielen Jahrhunderten auf ihnen gelastet, schien also die Bewohner von Tunis empfänglich zu machen, sich durch eine vollständigere Einverleibung mit uns zu verschmelzen. Dessenungeachtet muß ich sagen, daß das Band, welches sie mit uns verknüpft, so schwach ist, daß man aus Furcht, es zu brechen, jeden unklugen und voreiligen Schritt vermeiden muß. Die gegenwärtigen Geschlechter sind, obschon sie von den Christen abstammen, in den Vorurtheilen, dem Aberglauben und den Sitten der Muselmänner großgezogen. Sie gleichsam mit Gewalt und durch öffentliche Predigten bekehren wollen, hieße die zwar noch glimmende aber nicht mehr leuchtende Lampe auslöschen und das geknickte Rohr brechen.

„Nebst dem Gebete, das einer höhern Ordnung angehört, besteht das einzige äußere Mittel, welches in diesem Zeitpunkt nützlich sein kann und die Zukunft vorbereitet, im Unterricht der Kinder, in der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und besonders im Beispiel: Gerechtigkeit von Seiten derjenigen, welche regieren, christliche Liebesbeispiele von Seiten der Christen, die sich unter uns niederlassen. Für diesen Augenblick muß man wenigstens für die Erwachsenen nicht an etwas anderes denken. Die Vorsehung wirkt langsam und sanft; wir wollen es nicht besser als sie zu machen suchen. Begnügen wir uns damit, ihrem Wirken zu folgen und zu ihr zu beten.

„Ich habe mich schon öffentlich darüber erklärt: eine unter den Muselmännern unternommene Mission, so wie man sie unter den anderen Ungläubigen unternehmen würde, kann für diejenigen, welche sie unternehmen würden, sowie für die, welche dabei betheiligt wären, nur unheilvoll sein.

„Ueberall, wo der Mohammedanismus noch Herr ist, sind die christlichen Missionen, man sieht es in der ganzen Welt, gleichsam ohnmächtig; jegliche Bekehrung scheint unmöglich oder, wenn eine solche stattfindet, so geschieht es nur dadurch, daß die vereinzelten Neubekehrten zur Flucht gezwungen oder Unglücksfälle herbeigeführt werden. Das Apostolat beschränkt sich dann auf die Obsorge für die Katholiken, welche sich darein fügen, inmitten aller Gefahren unter dem Joche der Muselmänner zu leben. Das ist die Geschichte der Missionen Syriens, Kleinasiens, der Türkei, wie ehemals der Donauprovinzen; das war bis jetzt diejenige der muselmännischen Fürstenthümer Afrikas. Es eröffnete sich für sie erst mit dem Tage, wo sie unter die Herrschaft der Christen kamen, eine neue Zukunft.

„Ein Volk, für welches die Kraft mit dem Willen Gottes nur Eins ausmacht, findet in der That in dieser Herrschaft einen ihm unerklärlichen Widerspruch. Diese Ansicht macht sich mit der Zeit immer mehr geltend. Wenn die Hoffnungen bei den Greisen noch vorhanden sind, so verschwinden sie bei den jungen Leuten. Dann geräth alles in Verwirrung und der Glaube ist erschüttert. Wenn sich von Seiten des Eroberers die Kraft mit der Gerechtigkeit vereint, so ist die Wirkung bald unwiderstehlich.

„Das sahen wir in Algier. Zur Zeit der Eroberung verrichteten alle das Gebet öffentlich, auf den Landstraßen, auf den Gassen der Stadt; jetzt findet man kaum noch Greise, welche diesem Gebrauch treu sind. Die Vorschriften des Koran werden offen verletzt; die Wallfahrten nehmen ab; die mohammedanischen Priester beklagen sich, daß man nicht mehr auf sie höre.

„In Tunis, wo wir erst seit drei Jahren sind, beginnt sich der gleiche Unterschied zu zeigen. Was also jetzt notthut, ist einerseits, daß man diese Bewegung durch Aufregung der Religionsschwärmerei nicht hemme, anderseits, wie ich weiter oben gesagt, durch den Unterricht der Kinder, die christliche Liebe und das Beispiel fördere.

„Die christliche Liebe ist hauptsächlich die Aufgabe der Geistlichkeit, der Missionare und Schwestern. Sie ist eine allvermögende Predigt, welche Pius IX., seligen Andenkens, uns für den Anfang unserer Missionswerke in Algier ausschließlich empfahl, indem er uns an das Wort des göttlichen Meisters erinnerte: ‚An diesem Zeichen wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid‘!

„Das ist auch unsere Predigt in Tunis. Wir suchen die Herzen zuerst durch die Darbringung des Opfers zu gewinnen. Wir pflegen die Schwachen und die Kranken, wenn man uns solche bringt, wir unterstützen die Armen; wir haben nur wohlwollende und sanfte Worte für sie.

„Das ist die Mission, welche wir erfüllen, wenn wir mit den Muselmännern in Berührung kommen.

„Was wir auf diese Weise erzwecken, sind allerdings nicht, wie es einige wünschten, unkluge und eilige Bekehrungen, welche nur Vorbereitungen zum Abfall wären; es ist ein dauerhafteres Gut, eine entfernte Vorbereitung, ohne Erschütterungen und ohne Gefahren, zur Umwandlung der afrikanischen Welt. Der Same ist also ausgestreut. Die Arbeit der Jahrhunderte ist es, die ihn ein zweites Mal zur Reife bringen wird, wie es auch die Arbeit der Jahrhunderte ist, die ihn, man vergißt das gar zu sehr, unter weniger schwierigen Umständen ein erstes Mal vor 1800 Jahren zur Reife brachte. Das Wichtigste ist, anzufangen und mit der Gnade Gottes nie den Muth zu verlieren.

„Was uns anbelangt, die wir die Früchte des Baumes nie sehen werden, den wir pflanzen und dessen Wachsthum andere Hände befördern sollen, so ist unser Lohn der, uns das Zeugnis geben zu können, daß wir so der Sache der Menschheit und der Gottes dienen.

„Wenn Sie, so schrieb ich einst an einen ehrwürdigen Prälaten, in meine Wohnung in Karthago kämen, so würden Sie dieselbe oft voll Muselmänner, welche meine Hülfe anflehen, finden. Die einen bitten um Arbeit, die anderen gehen mich um Almosen an.

„Ganz in meiner Nähe pflegen die Priester vom heiligen Ludwig die Kranken und theilen ihnen Arzneimittel aus. In einem weiter entfernten Hause leisten die Schwestern den Frauen und Kindern die gleichen Liebesdienste.

„Im Gefühle größter Behutsamkeit wird diesen armen Leuten nie ein Wort gesagt, welches sie beunruhigen oder zum Fliehen veranlassen könnte.

„Wir überlassen Gott die Sorge, an dem von ihm bestimmten Tage sein Werk in den Seelen zu vollenden. Wir haben nichts anderes zu thun, als seiner Stimme zu folgen und ihnen, wie er es uns befiehlt, zu zeigen, daß wir, indem wir sie so lieben, einem Gesetze gehorchen, welches über das ihrige erhaben ist."

Ein wichtiger Faktor bei Lösung der Frage, wie dem Weitervordringen des Mohammedanismus vorgebeugt werden könne, ist endlich das Fortbestehen des Congostaates. Wir müßten es für ein großes Unglück für die zukünftige innere Gestaltung Afrika's halten, wenn er sich nicht halten könnte, denn nur zu sicher ist es, daß dann an die Stelle derjenigen Civilisation, für die er in Centralafrika einzutreten berufen ist, in wenigen Jahren schon die mohammedanische treten wird. Findet er dagegen die nöthige Unterstützung und den erforderlichen Halt, dann kann dieses in seiner Art einzig dastehende Werk unserer Zeit einst eine ganz ungeahnte Bedeutung erlangen. Nur wird man jetzt nicht gleich die Früchte erwarten dürfen, wo man eben auszusäen begonnen hat. In Afrika wird nur mit Geduld und unter vielen Opfern ein großes koloniales Unternehmen fest begründet werden können. Dafür wird aber der Erfolg auch um so gesegneter sein, je ruhiger, vorsichtiger und ausdauernder gearbeitet wird.

Wenn wir hier von der Pflicht reden, dem Fortschritt der mohammedanischen Macht in Afrika entgegenzutreten, so dürfen wir zum Schluß auch nicht unterlassen, auf Eines aufmerksam zu machen, was hierbei von überaus großer Bedeutung ist. Die Macht des Islams in Afrika beruht ganz wie bei seinen ersten Einfällen in diesen Erdtheil, so auch heute nicht in der Gewalt der Lehre, sondern in der der Waffen, und zwar zu unserer Zeit in der Ueberlegenheit der von den Arabern geführten Feuerwaffen über die höchst primitive Bewaffnung der afrikanischen Stämme. Sorgsam hüten sich jene, einem noch nicht unterworfenen Stamme Feuerwaffen zu verhandeln, so sehr begehrt dieser Artikel auch sein mag. Ist aber ein Volk überwunden und blutig „bekehrt", dann bewaffnen

sie es zum Kampfe gegen die Nachbarn und zum Widerstand gegen die Europäer. [1])

Wahrhaft verhängnißvoll ist das Treiben jener europäischen Händler geworden, die nicht genug Büchsen, Pulver und Kugeln nach Afrika importiren konnten. Vogel erfuhr auf seiner Reise durch die Sahara, daß die dortigen mohammedanischen Stämme mit Feuerwaffen sehr gut versorgt sind und daß dieselben alle diese Flinten und Büchsen aus Frankreich bekommen. So haben französische Handelsleute jenen wilden Araberstämmen, die in der Sahara und in Senegambien Frankreich bekämpfen, die Waffen geliefert, mit denen französische Soldaten, die Landsleute jener Händler, getödtet werden. Aehnlich ist es in Ostafrika gegangen. Dort kämpft man gegenwärtig gegen die deutsche Schutzherrschaft zum Theil mit deutschen Waffen. Allein im Hafen von Sansibar wurden während dreier Jahre für 149,080 Pfd. St. (2,981,600 Mark) Gewehre und für 43,330 Pfd. St. (866,600 Mark) Munition verkauft, und zwar waren die Gewehre zumeist belgisches und deutsches Fabrikat!

Das Geschehene ist nicht mehr gut zu machen, aber für die Zukunft muß, was nicht oft genug gesagt werden kann, gesorgt werden, indem die Einfuhr von Waffen nicht bloß nach dem deutschen Schutzgebiet, sondern auch nach der ganzen nordwärts davon gelegenen Küste, von wo sonst leicht die Munition nach dem Schutzgebiete durch die mohammedanischen Küstenbewohner eingeschmuggelt werden könnte, fortwährend strenge verhindert wird.

---

[1]) Cardinal Lavigerie erzählt irgendwo, daß man eines Tages einen mohammedanischen Sklavenjäger, der im Begriff war, in ein centralafrikanisches Reich einzudringen, fragte, wer denn der Beherrscher dieses Landes sei. Darauf zeigte er auf sein Gewehr und antwortete: „Der Beherrscher von Inner-Afrika ist das Pulver.“

Schlußwort.

Nach allem Gesagten dürfen wir zum Schlusse wohl noch einmal unsere Ueberzeugung dahin aussprechen, daß bei der Frage, was wohl in Zukunft aus Afrika werden wird, Nichts entscheidender sein wird als die Stellung, die der Islam dort künftig einnehmen wird. An erster- und letzter Stelle handelt es sich in Afrika nicht um Aufschließung für den Handel, nicht um Anlegung von Colonien, nicht um Unterdrückung des Sklavenhandels, selbst nicht um Gründung von Missionen, sondern um die Verhinderung der Besitznahme des ganzen Continents durch den Islam. Die Frage liegt einfach so: Soll das Drittel Afrika's, das noch nicht vom Mohammedanismus okkupirt ist, der europäischen Cultur und Civilisation erschlossen und gewonnen werden, oder soll ganz Afrika dem Mohammedanismus anheimfallen?

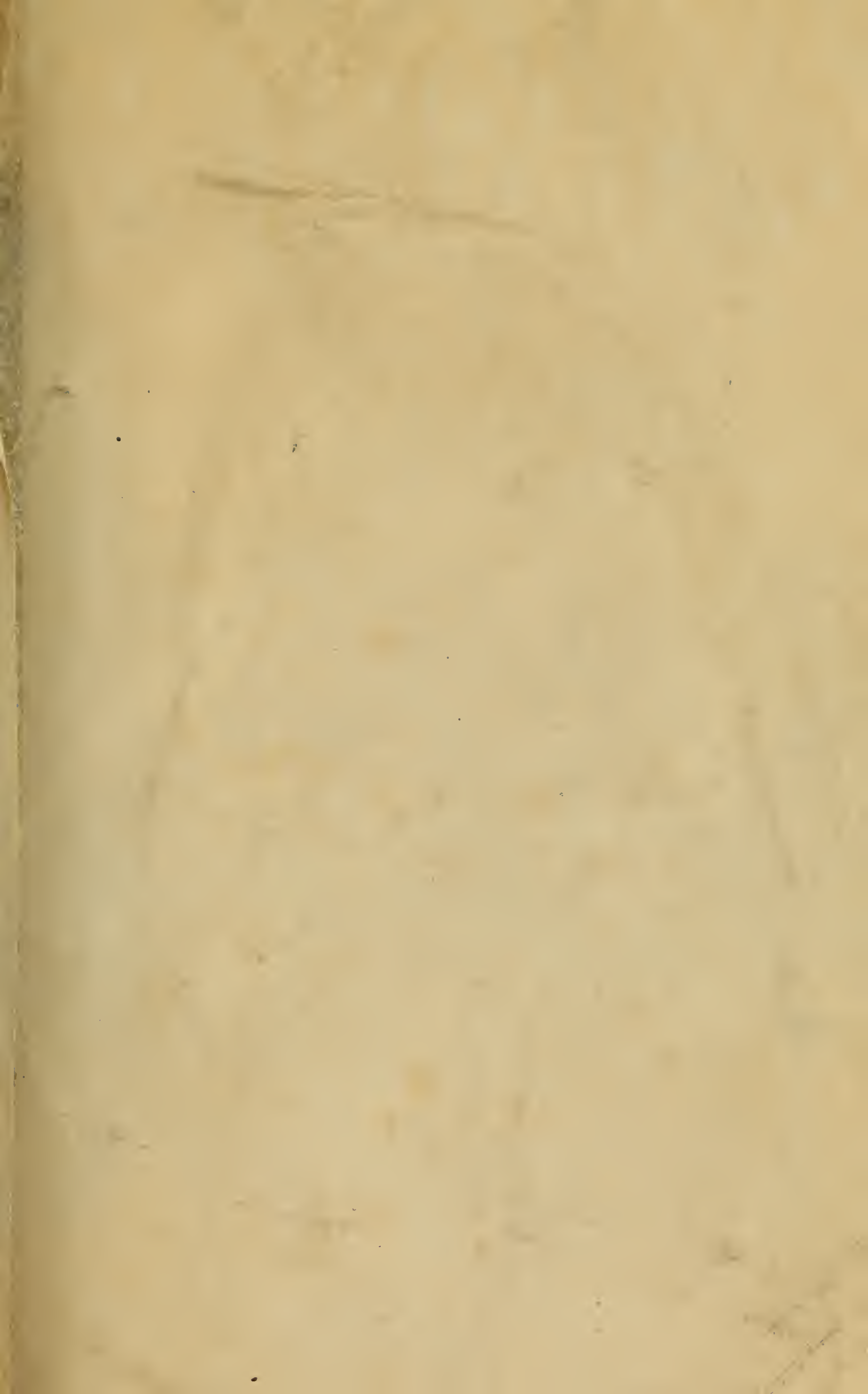
Der Kampf zwischen Kreuz und Halbmond, der Jahrhunderte lang früher die Welt bewegt hat, scheint in unserer Zeit mehr wie je zu entbrennen.

Während aber der Islam, der nie Frieden mit den „Ungläubigen" schließt, auch in unserer Zeit wieder in Afrika die blutige Fahne des Glaubenskrieges gegen wehrlose Völker erhebt, handelt es sich bei uns wahrhaftig nicht um den Kampf, sondern um das Gegentheil. Wir wollen nicht Afrika den Feinden aller wahren Cultur und den späteren Bedrohern Europa's überlassen, sondern wir wollen nur einen Damm aufrichten gegen das Ueberfluthen Afrika's durch die Mohammedaner; wir wollen dauernden Frieden für jene unglücklichen Völker des dunkeln Welttheils, die vom Islam zur Knechtung ausersehen sind, und wir wollen Frieden, starken und dauernden Frieden haben auch für das unter so großen und schweren Opfern bisher in Afrika Erreichte. Das aber wird unmöglich sein, wenn die europäischen Staaten sich nicht noch in letzter Stunde aufmachen, um allenthalben den Todfeind der Civilisation

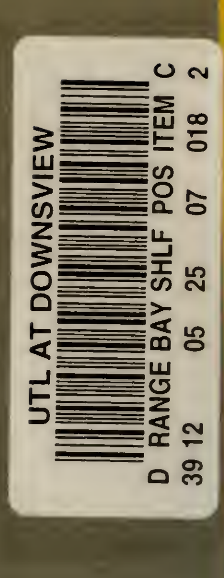
Afrika's dort in seine Schranken zurückzuweisen und wenn sie die Opfer nicht scheuen, die dazu allerdings noch erforderlich sein werden.

Noch ist es Zeit; noch kann in Afrika viel wieder gut gemacht werden von dem, was früher versäumt worden ist; ja es läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß die politische Constellation Europa's noch nie so günstige Aussichten für eine rechte Ordnung der afrikanischen Verhältnisse dargeboten hat, als gerade jetzt. Das mächtige Friedensbündniß, das eben zwischen großen europäischen Staaten besteht, wird unter Gottes Beistand auch den Frieden für Afrika in dem erwähnten Sinne zu schaffen und endlich den Fluch hinwegzunehmen im Stande sein, der durch das Hereinbrechen des Islám über den dunkeln Welttheil zum allergrößten Schaden Europa's gekommen ist.








UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 05 25 07 018 2